

ruprecht Nr. 58 vom 03.02.1999

 Die ganze Ausgabe als PDF-Datei

Titel

- Studiticket vor dem Aus? - VRN fordert Verdopplung bis zum Jahr 2005
 - Bist du der typische Student? - Die 15. Sozialerhebung des DSW entlarvt 08/15 Studis
-

Pro & Contra

- Doppelte Staatsbürgerschaft - Ist die Duldung der
-

Meinung

- Semesterticket noch teurer? - von Andreas Vonderheit
 - Seinen guten Namen hergeben - von Gabriel A. Neumann
-

Hochschule

- "Ich bin ein Unterhaltungsschriftsteller" - Ein Gespräch mit Dietrich Schwanitz über Lebenslust, Gruppenuni und teutonische Genies
 - AZ: Zukunft ungewiß - Offener Brief der Politikwissenschaftler
 - Studis als Mieter eine Opfergruppe - Heidelberger Mietspiegel bewährt sich als Mittelgegen Mietwucher
-

Heidelberg

- Ein Besuch auf Zeit? - Neshe ist vorläufig wieder in Heidelberg
 - Mathematikerin mit Dichterseele - Die Russin Sofja Kovalevskaja war die erste Studentin der Uni Heidelberg
 - Kein Schulpraktikum - Kabinettsbeschuß stiftet Verwirrung
 - UB-Schmierereien - Antisemitische Schmierereien und ein Kothaufen
 - Fortsetzung der ruprecht-Kneipenkritik-Serie - Pepper Bar
 - Die Bahn ist voll - Ein Erfahrungsbericht aus einer deutschen Tram
-

Feuilleton

- The "Pres" of Jazz - Another Goodbye to Mr. Pork Pie Hat
 - Johann-Wolfgang in Toulouse - Die bedrohte Existenz des Goethe-Instituts im Jubiläumsjahr
 - Rudolf statt Adolf - Stephen Fry schreibt die Geschichte des 20. Jahrhunderts neu - Hitler kommt darin nicht vor
 - Das Messer in seiner Hand... - Theater Gutmacher inszeniert "Vermummte"
 - Das Ausleben von Sex und Neurosen - Woody Allen in Heidelberg / "Die Anstifter" im Tikk-Theater
 - Einwurf - Sehr unqualifiziert
-

Movies

- Bis zum Horizont und weiter - 2/4 rupis - ordentlich

- Schweinchen Babe, Teil 2 (3) - 3/4 rupis - kann einiges
 - Seite an Seite - 1/4 rupis - gar nicht mal so gut
 - Alive & Kicking - 3/4 rupis - empfehlenswert
-

Records

- Pyogenesis - Mono ... Or will it ever be the way it used to
 - Anne-Sophie Mutter - Beethoven. Die Violinsonaten
 - Liquido - Liquido
 - Michel Petrucciani - Live in Germany
-

Klecks und Klang

- Schlecht geklont - Der neue "Spirou und Fantasio"
-

Verschiedenes

- Leserbriefe
 - Personals! - Das schreckliche Genie
 - Impressum der Ausgabe 58
-

Ey!

- Ey!
-

Profil

- Hilde singt: "I will Sex" - Wirtin und Sängerin lebt abseits vorgefertigter Bahnen
-

Glosse

- The Making of "Die Letzte"
 - Telefonbuchsex
-

Studiticket vor dem Aus?

VRN fordert Verdopplung bis zum Jahr 2005

SDie Kündigung kam überraschend und stellte die Hochschulen vor vollendete Tatsachen. In einem Brief an die Univerwaltungen löste der Verkehrsbund Rhein-Neckar (VRN) vor kurzem seine Semesterticket-Vereinbarung mit den Universitäten Heidelberg und Mannheim auf. Als Anlage fand sich ein neuer Vertrag - mit der Bitte um Gegenzeichnung. Doch ob dieser Vertrag unterschrieben werden wird, ist noch fraglich. Enthalten in dem neuen Vertragswerk ist unter anderem die Ankündigung einer Preiserhöhung zum 1. Oktober.

Davon werden alle Studierenden betroffen sein, nicht nur die etwa 17.000 Käufer des Semestertickets. Zum ersten Mal seit der Einführung der Studentenfahrkarte 1993 soll nicht nur der Kaufpreis für das Ticket erhöht werden, sondern auch der Grundbeitrag von zur Zeit noch 19 DM, der jedes Semester vom Sozialbeitrag an den VRN abgeführt wird. "Wirtschaftliche Gründe" führte dieser als Erklärung für die geplante Preissteigerung um insgesamt 9 DM an, wobei der Grundbeitrag um 3 DM, der Ticketpreis um 6 DM auf 116 DM angehoben werden soll.

Dieser Plan umfaßt die erste Stufe einer völligen Umstrukturierung der Ausbildungstarife. Um, so der VRN, die "unabdingbare Gleichbehandlung der Kundengruppe Schüler und Auszubildende zu gewährleisten", ist in den Plänen der Gesellschaft die mittelfristige Anpassung des Semestertickets an die Schülerkarte "MAXX" vorgesehen, das augenblicklich 480 DM kostet. Wenn der VRN seine Forderungen durchsetzt, ist innerhalb der nächsten drei Jahre mit einer Erhöhung des Grundbeitrags über den Sozialbeitrag um 11 DM zu rechnen. Zudem kann der VRN ohne Absprache mit der Uni Fahrpreiserhöhungen vornehmen. Bereits im nächsten Jahr könnte das Ticket über 120 DM kosten, 2005 wäre ein jährlicher Preis von 446 DM pro Ticket erreicht.

Während vom VRN kein offizieller Kommentar zu bekommen war, deuteten Studentenwerk, Universitätsverwaltung und Fachschaftskonferenz (FSK) ihre Ablehnung des neuen Vertrags an und unterstrichen die Notwendigkeit von Verhandlungen. Als "nicht erfreulich" bezeichnete der Geschäftsführer des Studentenwerks, Dieter Gutenkunst, die Preiserhöhung gegenüber *ruprecht*. Er äußerte seine "Verärgerung" darüber, wie der Verbund den Vertrag gekündigt hatte, der zuletzt vor zwei Jahren, nach, so Gutenkunst, "mühsamen Verhandlungen" modifiziert worden war. Schon damals schien das Weiterbestehen des Semestertickets gefährdet, die Universität verlängerte den Vertrag lediglich unter dem Vorbehalt von Angebotsverbesserungen im VRN-Fahrplan.

Bis heute wurden die versprochenen Angebotsverbesserungen nur teilweise umgesetzt. Die nun gestellte Forderung nach einer Erhöhung des Grundbetrages nannte Gutenkunst "rechtlich völlig absurd und indiskutabel". Ein Privatunternehmen könne nicht die Finanzpolitik der Universität diktieren.

Sprecher der FSK räumten in einer Sondersitzung ein, daß eine Verteuerung des Ticketpreises über kurz oder lang wohl nicht zu verhindern sei. Es müßten dann aber die zugesicherten

Fahrplanverbesserungen durchgeführt werden. Dazu gehört etwa der 5-Minuten-Takt auf der Berliner Straße. Der Dezernatsleiter für Haushalts- und Finanzangelegenheiten der Universitätsverwaltung, Oberregierungsrat Wolf-Eckhard Wormser, sagte gegenüber dem *ruprecht*, die Universität könne es sich nicht bieten lassen, daß der VRN die Vereinbarungen nicht einhalte. Wormser führt seit 1991 Verhandlungen mit dem VRN und attestiert dem Verbund eine "geringe Bewegungsfreudigkeit" in Gesprächen.

Wichtig, so der Referent der FSK, Tobias Horn, sei vor allem die Koordination mit den anderen Hochschulen im Tarifverbund, damit keiner der Partner unter Zugzwang gerate oder gar aus dem Bereich des Semestertickets ausgeschlossen werde. Kompliziert werde die Lage laut Horn durch die mangelnde Möglichkeit der Universitätsverwaltungen, Einsicht in eine Aufschlüsselung der Zuschußzahlungen zu erhalten, mit denen das Land den Ausbildungsverkehr subventioniert.

Vermutungen zufolge fließen aus diesen staatlichen Mitteln nicht geringe Beträge an den VRN, um den vergleichsweise niedrigen Preis des Semestertickets zu ermöglichen. Tatsache ist, daß die Höhe des Grundbeitrages für Heidelberg ursprünglich erhoben worden war, um prognostizierte Verkaufszahlen von 7.000 Stück pro Semester zu refinanzieren, das Ticket aber in den Semestern nach der Einführung jeweils über 20.000mal verkauft wurde. Einig sind sich die Vertreter der universitären und studentischen Gremien in der Einschätzung, daß die Verhandlungsposition gegenüber dem VRN, so Gutenkunst, "sehr schlecht" ist. Der VRN sei ein "Monopolist, zu dem es keine Alternative gibt", und der diese Situation auch ausnutze. Unabdingbar für Verhandlungen mit dem Verkehrsunternehmen, das betonten Gutenkunst, Wormser und die FSK, sei das Meinungsbild in der Studierendenschaft. In einer Urabstimmung müsse ermittelt werden, ob die Studierenden einen höheren Preis in Kauf nähmen oder die Abschaffung des Tickets riskierten. Ohne eine solche Befragung, über deren technische Realisierung man sich noch nicht einig ist, bestünde laut Wormser keinerlei Verhandlungsgrundlage. "Die Studierenden müssen entscheiden, wo die Schmerzgrenze überschritten wird", sagte Gutenkunst. Die Position des Studentenwerks sei es, das bisherige Angebot möglichst aufrecht zu erhalten, wohingegen Wormser in einer Mitte Januar geführten Diskussion im Beisein von FSK-Vertretern anmerkte, daß ohne die angekündigten Verbesserungen der Basisbetrag eher noch gekürzt werden müsse.

In der FSK wurden außerdem Vorschläge besprochen, auf das Semesterticket zu verzichten, wovon man sich ein Einlenken des Verkehrsverbundes versprach, dem man "Vertragsbruch" vorwarf. Man müsse allerdings vorher klären, wieviele Studierende auf das Semesterticket angewiesen sind.

Bis dahin wollen Universität, Studentenwerk und FSK Zeit gewinnen und auf das neue Angebot vorerst nicht eingehen. Am 3. Februar ist ein internes Treffen anberaumt, von dem sich die Beteiligten ein klärendes Gespräch erhoffen.

(sk)

Bist du der typische Student?

Die 15. Sozialerhebung des DSW entlarvt 08/15 Studis

Er studiert Jura oder Wirtschaft. Monatlich gibt er im Durchschnitt 1.283 Mark aus. Das Geld kommt von Mami und Papi, zusätzlich hat er aber noch einen Nebenjob. Er wohnt in einer Mietwohnung und studiert 36 Stunden pro Woche. Er ißt in der Mensa. 24 Stunden pro Woche hat er frei. Dann zieht es ihn meistens mit Freunden in die Disco oder eine Kneipe. Manchmal treibt er auch Sport. So sieht er aus, der typische Student '98, Modell "Dieter" (auf Wunsch mit Ikea-Klappbett).

So sieht er aus, der Student par excellence, laut der Studie des DSW. Keine "politisch bequemen Ergebnisse", sondern Tatsachen "als Grundlage für hochschul- und sozialpolitisches Handeln" möchte das Deutsche Studentenwerk mit seiner 15. Sozialerhebung liefern. 55.402 Studenten, also etwa die Hälfte aller Studis in Deutschland, füllten den endlosen Fragebogen aus.

Aber Durchschnitts-Dieter ist nicht das einzige Resultat der 15. Sozialerhebung. Der Zweck der Umfrage ist schließlich das Sondieren von Problemen der Hochschule. Laut Professor Hans-Dieter Rinkens, Präsident des Deutschen Studentenwerks (DSW), zeigen sich im Bildungssystem zur Zeit drei große Schwachstellen: Die hohen Bildungsschwellen, die nötige, aber noch nicht durchgeführte Reform des BaföG und die unterlassene Hilfeleistung der Universität beim Übergang in das Berufsleben.

Besonders der "Trend zur geschlossenen Gesellschaft an den Hochschulen" gab dem DSW-Präsidenten zu denken. Die soziale Zusammensetzung der Studenten hat sich seit der letzten Sozialerhebung kaum geändert. Noch immer stammen lediglich 14 Prozent aller Unibesucher aus der sozial niederen Bevölkerungsschicht. Auch die Anzahl der Studis aus der sozial mittleren Gruppe ist nur um ein Prozent auf 29 Prozent gestiegen. Nach wie vor gehen aus der gehobenen und hohen Bevölkerungsschicht die meisten Studenten hervor (27 und 31 Prozent; 1994 31 und 27 Prozent). Förderungsmaßnahmen gibt es zwar seit Jahrzehnten, sie konnten bisher aber nur wenig ausrichten.

Ist die Klassengesellschaft doch natürlich, oder könnte dieser Mißstand an einer verfehlten Bildungspolitik liegen?

Zum selben Thema gehört der "fortlaufende Verfall des BaföG". Wurden 1982 in den alten Ländern noch 37 von 100 Studenten gefördert, sind es jetzt nur noch 17. Noch drastischer sind die Zahlen in den neuen Ländern: Die Förderungsquote sank innerhalb von vier Jahren von 54,8 auf 30,7 Prozent.

Neu hingegen ist die Forderung der Studenten nach mehr Hilfe von seiten der Uni beim Übergang vom Studium zum Beruf. 90 Prozent der Studenten wünschen sich die Unterstützung der Uni beim Eintritt ins Berufsleben. Zwar baut die Hochschulen momentan sogenannte Career-Services auf, nur bisher sind diese Initiativen noch nicht sehr erfolgreich oder bekannt. Vielleicht würden sich durch mehr Einsatz der Hochschulen auf diesem Gebiet die Anzahl der nicht-integrierbaren Sozialkrüppel, die nach 20 Semestern Studium vom Hochschulsystem ausgespuckt werden, verringern.

Insgesamt kein sehr ermutigendes Bild. Da es aber unseren Dieter fast nicht betrifft, wird sich wohl auch weiterhin nichts ändern, denn Dieter ist nicht idealistisch genug, um gegen soziale Ungerechtigkeit zu kämpfen, und die Betroffenen sind die Minderheit. Zwar engagieren sich 42 Prozent der Studenten politisch beziehungsweise gesellschaftlich, aber insgesamt haben sie für diese Tätigkeit nur 0,6 Stunden Zeit pro Woche. Da kann schon mal das eine oder andere Thema wegen Zeitmangels unter den Tisch fallen.

Mehr über Dieter, die 15. Sozialerhebung des DSW, findet ihr im Internet auf den Seiten <http://www.studentenwerke.de> und <http://www.his.de/soz15/>.

(st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Doppelte Staatsbürgerschaft

Ist die Duldung der

Das seit 1913 in Deutschland gültige Staatsangehörigkeitsrecht nach dem Blut- und Abstammungsprinzip gilt schon seit langem als nicht mehr zeitgemäß, da es zu grotesken Ungereimtheiten führte. Das Vorhaben der rot-grünen Regierung, das Staatsangehörigkeitsrecht zu reformieren, sieht neben der Regelung, hier geborenen Kindern ausländischer Eltern automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit zu erteilen, auch die Streichung der Passage vor, die eine "doppelte Staatsbürgerschaft" verbietet. Die damit erfolgte Duldung der "doppelten Staatsbürgerschaft" kommt dabei insbesondere den hier lebenden Türken zugute, die mit Abgabe des türkischen Passes etwa fürchten müssen, dort ihre Erbsprüche zu verlieren. (ab)

JA

"Man würde sich nicht verschluckt fühlen, sondern assimiliert. Konflikte mit dem familiären Umfeld würden vermindert und das Bekenntnis zur Zugehörigkeit erleichtert"

Nilgün Yavuz

Philosophie/Literaturwissenschaft, Heidelberg

Daß das Ausländerrecht überholt werden muß, ist gar keine Frage. Es gibt genügend Fälle, bei denen man sich wundern muß, daß der oder die Betreffende nicht die Möglichkeit hat, eine Aufenthaltserlaubnis zugesprochen zu bekommen, geschweige denn einen deutschen Paß zu erwerben.

Die Reformbestrebungen der Regierung befürworte ich, auch wenn ein paar Formulierungen noch etwas zu präzisieren wären. Mit dem Reformpaket wird der dauerhaft in Deutschland lebenden ausländischen Bevölkerung ein klares Integrationsangebot gemacht. Dabei sehe ich die doppelte Staatsbürgerschaft als unverzichtbaren Teil dieses Reformpakets, denn für viele hier lebende Ausländer, die partizipieren wollen und die deutsche Staatsbürgerschaft anstreben, ist die Abgabe des alten Passes ein Hinderungsgrund.

Die meisten Menschen ohne deutschen Paß haben ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft in Deutschland gefunden, sie identifizieren sich aber auch mit den Gegebenheiten und Problemen ihrer Herkunftsländer, gerade weil sie sich auch als Person über ihre Staatsbürgerschaft definieren. Wenn nun diesen Menschen die Möglichkeit gegeben würde, ohne sich gegen etwas entscheiden zu müssen, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben, hätte das sicher integrierende Wirkungen. Man würde sich nicht verschluckt fühlen, sondern akzeptiert statt assimiliert. Konflikte mit dem familiären Umfeld würden vermindert und das Bekenntnis zur neuen Zugehörigkeit erleichtert.

Die Überidentifikation mit den Problemen und gewissen Lebensweisen des Heimatlandes, mit der sich viele Ausländer zur Zeit von Deutschland abgrenzen und in der sie sich zusammenrotten, würde sicherlich verringert. Denn habe ich als Ausländer auf einmal nicht mehr nur Pflichten, sondern auch alle Rechte in dem Land, in dem ich

schon seit vielen Jahren lebe, dann fühle ich mich für das, was in diesem Land passiert, auch in einem viel stärkeren Maße verantwortlich.

Aber im Augenblick sieht es so aus, daß die dauerhafte Ausgrenzung der Eingewanderten das Zugehörigkeitsgefühl zur zweiten oder für viele auch ersten Heimat Deutschland sehr erschwert.

Kann denn ein Staat wie Deutschland es auf Dauer hinnehmen, daß ein zahlenmäßig bedeutender Teil der Bevölkerung, wir reden immerhin von sieben Millionen Menschen, über Generationen hinweg außerhalb der staatlichen Gemeinschaft steht? Wie legitim sind denn Wahlen, bei denen nicht größtmögliche Deckungsgleichheit von Staatsvolk und Wohnbevölkerung herrscht?

Meines Erachtens wird durch die geplante Reform der deutsche Paß nicht einfach verschleudert. Diejenigen, die sich um den Erwerb bemühen werden, sind sowieso größtenteils diejenigen, die sich ohnehin schon Gedanken darüber machen, die Entscheidung aber aus vielerlei Gründen einfach nicht treffen können.

Wir sollen uns eben zwischen zwei Staatsbürgerschaften entscheiden. Das ist viel leichter gesagt als getan. Ich habe diese Entscheidung nun getroffen, ich bin deutsche Staatsbürgerin, mein türkischer Paß hat einen dicken Stempel mit der Aufschrift: "Ungültig", mein türkischer Personalausweis ist gelocht. In dem provisorischen Ausweis für die Türkei, den man mir auf dem Konsulat ausgestellt hat, steht in gedruckten Buchstaben die Bezeichnung "Alman", d.h. "Deutsche". Jetzt habe ich mich drei Jahre um den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft bemüht, bin endlich am Ziel und kann mich dennoch nicht so ganz darüber freuen.

Ich bin dem deutschen Staat gegenüber nicht viel loyaler geworden, das war vorher schon der Fall. Meinen Namen muß ich immer noch rechtfertigen (bitte verlangt nicht, daß ich den dann eben auch abgeben soll), die Türkin bin und bleibe ich einfach. "Almanci" (Deutschländerin) war ich in der Türkei schon in der Zeit ohne deutschen Paß. Gegen dieses Wort habe ich mich immer gewehrt und dabei auch meinen türkischen Paß hochgehalten. Aber jetzt habe ich es schwarz auf weiß: Ich bin eine "Alman". Es wäre schon schön gewesen, wenn ich mich nicht gegen die Staatsbürgerschaft meiner Eltern, Geschwister und aller anderen Verwandten hätte entscheiden müssen.

Wenn ich mich nicht entscheiden kann, dann gelte ich als illoyal und als ein Sicherheitsrisiko. Aber nicht nur ich: alle der über zwei Millionen Menschen, die aus verschiedenerlei Gründen bereits die doppelte Staatsbürgerschaft haben. Ich finde es wirklich traurig, daß vor allem bei der aktuellen Unterschriftenkampagne mit Vorurteilen gespielt wird und damit auch ausländerfeindliche Ressentiments geschürt werden.

NEIN

"Gut gemeinte Integrationsbemühungen sind so von vornherein zum Scheitern verurteilt. An diesen Gegebenheiten kann die Hingabe eines deutschen Passes nichts ändern"

Carl Jonas Cords

Jura/Politik, Heidelberg

Eine Reform des Staatsangehörigkeitsrechts ist lange überfällig. Die neue Opposition hatte das Thema strategisch verschlafen, um am Abstammungsprinzip weiterhin festhalten zu können. Mit Hinweis auf die Alterspyramide und rückläufige Geburtenzahlen wurden dann russischsprechende potentielle CDU-Wähler in großer Zahl eingesiedelt, was mit einem Rollgriff in die Rentenkasse bezahlt wurde.

Rot-grün hat diese Möglichkeit nicht. Jenseits der Landesgrenzen wartet kein zu erschließendes Wählerpotential. Was ist zu tun, um in der Tradition der Regierung Brandt neue Wähler zu "gewinnen"? Ganz einfach: den deutschen Paß als giveaway an noch Nichtdeutsche. Die bisherige Möglichkeit zur Einbürgerung alleine reicht offensichtlich nicht aus. Weit mehr als die Hälfte beispielsweise der aus dem islamischen Kulturkreis stammenden Ausländer erfüllt heute die tatsächlichen Voraussetzungen für eine sofortige Einbürgerung nach geltendem Recht. Aber nur ein sehr geringer Anteil beantragt die deutsche Staatsbürgerschaft.

Rot-grün will die baldigen Deutschen nicht zu einer Entscheidung gegen ihr Heimatland nötigen, um so die Zahl der Einbürgerungen massiv steigern zu können. Dies geschieht, um die Integration zu fördern. Und genau dies ist die Kernfrage: Fördert die Einführung einer doppelten Staatsbürgerschaft die Integration oder hemmt sie sie?

Dies sagt der Präsident des größten Einwanderungslandes der Welt zur Pflicht von Einwanderern: "...they have a responsibility to enter the mainstream of American life. That means learning English and learning about our democratic system of government..." (Präsident Clinton bei seiner kürzlich gehaltenen State of the Union speech am 19. Januar). Wir ahnten es schon: Der Schlüssel ist die Bereitschaft zum Erlernen der Sprache und Kenntnis des politischen Systems. Wir Deutschen sind Spezialisten im Erlernen der Sprache des jeweiligen Urlaubslandes, wir sind Integrationsweltmeister. Aber wie sieht es bei uns zu Hause aus? Oft genug müssen ausländische Kinder ihre Eltern bei Behördengängen begleiten, den deutschen Schriftverkehr erledigen, als Dolmetscher fungieren.

In vielen Großstädten besteht eine Infrastruktur, die es Ausländern ermöglicht, in Arbeit und Freizeit ausschließlich mit ihrer Muttersprache zu bestehen. Es gibt Schulklassen mit einem Anteil deutscher Kinder von 20 Prozent und weniger. Gut gemeinte Integrationsbemühungen sind so von vornherein zum Scheitern verurteilt. An diesen tatsächlichen Gegebenheiten kann die Hingabe eines deutschen Passes nichts ändern. Wenn die Reform des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes (RuStAG) diese Bemühungen schon nicht fördert, dann sollte sie wenigstens Integrationsversuche nicht erschweren. Aber genau das wird geschehen.

Ist ein Einwanderer angehalten, zwischen seinem alten und seinem neuen Heimatland zu wählen, wird er zwangsläufig Vor- und Nachteile der beiden Länder gegeneinander abwägen. Bei diesem Prozeß wird er sich naturgemäß mit dem System und den Lebensbedingungen beider Länder gedanklich auseinandersetzen. Und schon ist ein wichtiger Schritt zur Integration getan, ohne daß irgendwelche Tests hastig angelerntes Wissen in multiple-choice-Form abfragen müßten. Die geplante Regelung wird diesen gedanklichen Prozeß nicht anstoßen können, denn der zukünftige Deutsche soll den Paß möglichst mühelos erhalten können.

Die Forderung der Bündnisgrünen, die Gebühr für den Verwaltungsakt der Einbürgerung zu senken, hat die gleiche Stoßrichtung. Discountstaatsangehörigkeit im Doppelpack, verteilt per Postwurfsendung.

Die Rolle der Bündnisgrünen verdient unter einem anderen Gesichtspunkt noch besondere Aufmerksamkeit. Nicht die Tatsache, daß auf die Unionsparteien mit der Xenophobie-Keule munter eingedroschen wird erstaunt, denn das war zu erwarten. Aber der Aspekt, daß aus demjenigen politischen Lager, das die Begriffe "nationales Selbstverständnis" etc. in den Zusammenhang dumpfer Stammtisch-Atmo rückt, die Forderungen nach dem Erhalt der nationalen Identitäten der Einbürgerungskandidaten durch Behalt der alten Staatsangehörigkeit am lautesten klingen, hat bisher kaum

Würdigung in der öffentlichen Meinung gefunden.

Abschließend bleibt zu sagen, daß die aktuelle Regierung das Volk spaltet und sie genau dies der Opposition vorwirft, und die CDU/CSU ihre Glaubwürdigkeit wieder einmal gegen einen Wahlsieg einzutauschen versucht, während wir uns verspannt im Sessel des Polittheaters zurücklehnen.

(ab)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Semesterticket noch teurer?

von **Andreas Vonderheit**

Streik! Ich sage nur: Streik!

Was regt der sich eigentlich so auf, höre ich schon die Studis sagen, es sind doch insgesamt nur neun Mark. Das rechtfertigt doch keinen Streik, die neun Mark werden wir auch noch verkraften, oder?

Doch halt, damit ist es nicht getan, die Erhöhung wird in den kommenden Jahren noch weiter gehen, und im Jahre 2005 werden durch die Angleichung an das MAXX-Ticket schließlich die 446 Mark pro Jahr erreicht sein! Na und, werden einige sagen; das ist in sechs Jahren, also in zwölf Semestern, da studiert von uns fast keiner mehr, weil man sich das auch nicht mehr leisten kann!

Die Denkweise des VRN ist nicht nur unsozial, sondern auch unökonomisch. Wenn das Semesterticket teurer wird, muß jeder anfangen zu rechnen, denn irgendwann wird es billiger sein, eine einfache Fahrkarte zu lösen. Die meisten Studenten fahren jetzt schon mit dem Rad und nutzen das Ticket nur, wenn es regnet oder um der Mutti am Wochenende die dreckige Wäsche zu bringen.

Sicher hat der VRN auch bisher mit uns kein Verlustgeschäft gemacht. Wenn man die 19 Mark aus dem Sozialbeitrag zum Ticketpreis zählt, sind wir schon bei 129 Mark. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, daß der Verkehrsverbund mehr Studitickets verkauft hat als zunächst gedacht. Außerdem verdient der VRN doppelt an uns, denn der Staat subventioniert das Semesterticket auch noch!

Ein Blick nach Norden zum RMV (Rhein-Main-Verkehrsverbund) zeigt uns, daß dort das Studiticket auch zwischen 120 und 130 DM kostet. Allerdings wird dort der gesamte Betrag über den Sozialbeitrag bezahlt. Das heißt, jeder Studierende bezahlt und bekommt das Studiticket, ob er will oder nicht. Somit kann der Verkehrsverbund durch bessere Kalkulation auf Dauer billiger sein, da die Studierendenzahl leichter abzuschätzen ist als die der möglichen Käufer.

Hier in Heidelberg ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Es liegt nun an uns Studierenden!

Unsere Forderung sollte klar sein: Wir wollen auch in Zukunft zu günstigen Studentenpreisen Busse und Bahnen nutzen können.

Unsere Möglichkeiten sind schnell aufgezählt:

Sagen wir: Her mit dem Ticket, egal für welchen Preis? Dann werden die Kosten über kurz oder lang an das MAXX-Ticket angeglichen. Eine Lösung, die sich sicherlich kein Studierender wünscht.

Oder das Studiticket wird in Zukunft komplett über den Sozialbeitrag abgerechnet, wie beim RMV schon verwirklicht. Dies würde voraussetzen, daß wir als Studierendengemeinschaft so sehr miteinander verbunden sind, daß diejenigen unter uns, die das Studiticket gar nicht nutzen, die anderen mitfinanzieren. Allerdings sollte der so vereinbarte Preis nicht alle Jahre nachgebessert werden.

Schließlich die für die Studierenden beste Lösung: Ein neuer Vertrag,

der dem alten entspricht. Ein Preis, der sich langfristig nicht an das MAXX-Ticket angleicht und der nicht jedes Jahr neu verhandelt werden muß. Wir sollten uns nicht mit dem Minimalen zufrieden geben und den VRN seine MAXXimale Forderung durchsetzen lassen!

Stellt sich der VRN stur, so wäre die einzige Alternative: Streik.

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Seinen guten Namen hergeben

von Gabriel A. Neumann

Die Abneigung gegen Unterschriftenlisten entwickelt sich bei vielen Studierenden direkt proportional zur Semesterzahl - je höher letztere wird, desto unwilliger setzt man seinen Friedrich Wilhelm unter die Liste der netten Nicaraguagruppe oder den Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen die Sperrzeit in der Altstadt. Zur Zeit gibt es in Heidelberg zwei gegeneinander gerichtete Unterschriftensammlungen zum Thema doppelte Staatsbürgerschaft. Die eine im Rahmen der bundesweiten Kampagne der CDU/CSU, die andere ist eine Aktion Heidelberger Bürger.

Also nochmals seinen guten Namen für einen Unsinn hergeben? Denn formalistisch gesehen handelt es sich bei der Aktion der CDU um einen solchen: In Deutschland werden Gesetze nicht durch direkte Entscheidung des Volkes, sondern durch die von ihr gewählte Vertretung beschlossen. Die SPD wie die Grünen haben ihre Einstellung zur doppelten Staatsbürgerschaft auch im Wahljahr nicht verheimlicht und werden sich selbst bei einer hohen Unterschriftenzahl gegen die Gesetzesänderung auf ihr Mandat berufen.

Ähnlich zweifelhaft scheint es, ob der Aufwand der bundesweiten CDU-Aktion der geplanten Gesetzesänderung gerecht wird. Es handelt sich dabei um keine Revolution des Völkerrechts: Lediglich die kategorische Ablehnung der Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft wird gestrichen, ein chirurgischer Eingriff in den Organismus eines Gesetzes von 1913, das auf die Idee des *jus sanguinis* zurückgeht. Denselben Wurzeln waren anno 1935 die Nürnberger Rassengesetze entsprungen: Nicht das Umfeld, die Sprache oder die Erziehung eines Menschen bestimmen seine Staatszugehörigkeit, sondern die Abstammung. Menschen aus meist reicheren, westlichen Ländern blieben Hintertürchen zur doppelten Staatsbürgerschaft offen - wer aus Ländern außerhalb der westlichen Hemisphäre kam, mußte sich für eine Staatszugehörigkeit entscheiden. Dies betraf häufig Angehörige nicht-christlicher Religionsgemeinschaften. Die Änderung dieses völkerrechtlichen Ladenhüters aus der Zeit des übersteigerten Nationalismus ist längst überfällig.

So liegt die Vermutung nahe, daß die eigentliche Absicht der Kampagne eine andere ist. Für die CDU/CSU, die nach der Wahlniederlage vom September neue Profilierungsmöglichkeiten sucht, ist die Aktion ein politischer Geniestreich. Ein "Mißerfolg" ist unmöglich - denn es gibt keine Mindestzahl von Namen, die zusammenkommen müssen. Die konservativen Parteien sind wieder in der Presse.

Allerdings wird die Kampagne Verunsicherung und Vorurteile in der Bevölkerung verstärken. Das geänderte Gesetz bedeutet wahre Integration, denn es soll Menschen helfen, die das gleiche Recht haben, sich Deutsche zu nennen, wie die, die aufgrund ihrer Geburt automatisch einen deutschen Paß erhielten. Dies wird von dem populistischen Feldzug der CDU angegriffen. Deshalb habe ich meine Abneigung gegen Unterschriftenlisten überwunden - und meinen Namen auf die Liste des Heidelberger Aktionsbündnisses gesetzt.

"Ich bin ein Unterhaltungsschriftsteller"

Ein Gespräch mit Dietrich Schwanitz über Lebenslust, Gruppenuni und teutonische Genies

Links eine alte Freundin, rechts eine alte Freundin, und in der Mitte der Herr Professor. Dietrich Schwanitz zeigte sich nach einer langen Lesung seines neuen Romans "Der Zirkel" im Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI) in gelöster Stimmung: Jetzt noch ein langes Pressegespräch? Gerne, wenn man dabei etwas trinken könne. Also zum Italiener.

Schwanitz hat sich vor drei Jahren mit "Der Campus" einen Namen gemacht - eine bitterböse Satire über den Hochschuldschungel und erotisches Unterholz. Das Echo auf den Bestseller war laut und nicht immer freundlich: Besonders in Universitätskreisen konnten sich Schwanitz-Leser und die, die sich als solche ausgaben, entweder zu sehr oder überhaupt nicht wiedererkennen. Kritik am Bildungssystem, das sei ja gut und schön, aber ein Professor, der Unterhaltungsromane zu dem Thema schreibt? Die Feuilletons moussierten, die Fakultäten reagierten abgekühlt.

"Der Zirkel" geht über die Grenzen des universitätseigenen Filzes hinaus. Bei der Untersuchung eines Mordes stößt die Hauptperson, Daniel Denzer, in Potsdam auf eine ehemalige Stasi-Kaderhochschule und auf gesamtdeutsche Machenschaften alter Ostseilschaften. Es gibt aber auch unleugbare Ähnlichkeiten zum "Campus": Denzers Wege werden von seinen amourösen Freizeitbeschäftigungen ähnlich bedingt wie die von Hanno Hackmann, dem Helden in Campus. "Niemand wird so beobachtet wie ein Verliebter, und Verliebte sind die besten Beobachter", erklärte Schwanitz. So werden seine Figuren häufig von den elementarsten aller Kräfte gelenkt, denn dies mache den Leser neugierig - und erlaube außerdem, die Figuren selbst neugierig sein zu lassen. "Dann verführt die Literatur wie die Liebe zum Miterleben." Schwanitz hat Lebenslust zur Schreibtechnik gemacht, und scheint sich dabei sehr wohl zu fühlen.

Beim Italiener angekommen, zieht eine der beiden Freundinnen eine große Mappe hervor. Darin befinden sich Ausgaben der FSZ, der "Freiburger Studentenzeitung". Man schwelgt in Erinnerungen. Schwanitz war einer der Redakteure des Blattes, in dem auch zum ersten Mal eine Erzählung von ihm veröffentlicht wurde. Um genau zu sein, es war nicht nur eine Erzählung, sondern eine ganze Serie. Ihr Held hieß Peter Peter und hatte zwei Probleme: dauerndes Verliebtsein und der Intrigensumpf der Uni. Im Gegensatz zu seinen Kollegen aus den 90ern bedient sich Peter Peter noch recht brachialer Mittel, um Konflikte zu lösen. So wurden störende Professoren nicht subtil aus der Uni hinausgeekelt, sondern kurz und schmerzvoll durch den Fleischwolf gedreht. Das Resultat war dasselbe: ein Widersacher weniger.

Die Arbeit bei der FSZ brachte Schwanitz auch eine Karteikarte beim Bundesverfassungsschutz ein. Nicht wegen der Geschichte von Peter Peter, sondern wegen der Kritik der Zeitung an der Katholischen Kirche. Kritisieren scheint Schwanitz im Blut zu liegen. Könnte seine Erziehung durch calvinistische Schweizer Bergbauern der Grund dafür sein? "Ja, warum nicht", meint Schwanitz, "Calvinisten sind furchtlos und staatskritisch. Früher waren sie zwar theokratisch, doch jetzt sind es wirkliche Basisdemokraten." Im Alter von 12 Jahren wurde

Schwanitz zum ersten Mal in die Schule geschickt. Davor erhielt er zu Hause Unterricht. So gewann er eine Distanz zum Schulsystem, die ihm Kritik ermöglichte.

Im "Campus" wie im "Zirkel" hat sich diese Erziehung niedergeschlagen. In beiden Romanen wird die Gruppenuniversität angeprangert. "Behandle niemanden als Teil einer Gruppe. Quotierungen sind immer schlecht", erklärt Schwanitz auch sein gespaltenes Verhältnis zu Frauenbeauftragten: Dadurch, daß diese für die Frauen als Gruppe sprechen, zementierten sie deren Ausnahmestellung, die sie eigentlich abschaffen sollten. "Und wenn dann noch Fanatismus dazukommt, gehört sowas in die Komödie."

Schwanitz begann nach der Schule ein Anglistikstudium. Warum Anglistik? "Ganz einfach, weil ich kein Problem hatte, die angelsächsische Einstellung nachzuvollziehen. Die amerikanische schon eher. Trotzdem, ich verstehe die Amerikaner."

Auch die amerikanische Literatur sagt Schwanitz mehr zu als die deutsche. Ihr fehlt diese "typisch teutonische Verbissenheit", die "Genieästhetik", sie "kommt mit weniger Larmoyanz aus" und ist bei weitem nicht so "subjektivistisch". Schwanitz' Romane gleichen deshalb auch mehr einem Grisham als einem Handke. "Ich bin ein Unterhaltungsschriftsteller", eine für deutsche Intellektuellenkreise revolutionäre Selbsteinschätzung.

Kühle Betrachtungsweise zeigt Schwanitz auch, wenn er über sein Schreiben spricht: "Ich fange mit dem Sammeln von Material an. Dabei bilden sich schon Strukturen. Dann wird der Plot geplant. Ich bin ein Konstruktionist, alles wird bei mir durchstrukturiert." Daß Schwanitz mit dem literarischen Handwerkszeug vertraut ist, war dem "Campus" manchmal zu deutlich anzumerken: beispielsweise die auffällig symbolisch wirkenden Stürze des gefallenen Professors wirkten auf den im Deutsch-Leistungskurs geschulten Leser wie die Verstärkungsringe eines Push-Up-BHs auf einen Verehrer: ernüchternd. Die Handlung des "Zirkel" kommt zwar nicht ohne Unterwäsche aus, doch auffällige Konstruktionen gibt es nicht mehr. Ein bemerkenswerter Unterschied zu "Der Campus" ist die Auseinandersetzung des Romans mit dem Thema Tod: dies hatte im ersten Roman nur eine Nebenrolle gespielt, im "Zirkel" wird die Ermordung der AStA-Vorsitzenden, die auch die Freundin der Hauptperson ist, zum Motor der Geschichte. Nun ist die Vermischung von Sex and Crime nichts Neues in der Unterhaltungsliteratur. Doch Schwanitz' Figur ist zugleich Jüdin - ein Umstand, der einen Plot gefährlich nahe an das Diktat der politischen Korrektheit bringen kann. Daß das im Zirkel nicht geschieht, ist Schwanitz' Einstellung zum individuellen Menschen sicher genauso zu verdanken wie seiner schreiberischen Routine.

Schwanitz nippt an seinem Bier: 'The art of entertainment' sei zwar nicht deutsch, aber wichtig, wenn man eigentlich ernste Dinge beschreiben wolle. Gerade dadurch, daß er unernst schreibt, ist er um so ernster zu nehmen.

Dietrich Schwanitz: Der Zirkel; 448 S., gebunden mit Schutzumschlag, Eichborn, 44,- DM.

(gan, st)

AZ: Zukunft ungewiß

Offener Brief der Politikwissenschaftler

Schlüsselübergabe beim Autonomen Zentrum (AZ): am vergangenen Sonntag schlossen sich die Pforten des AZ in Berghheim. Das Gelände der "Alten Glockengießerei" wurde verkauft, das Gebäude des AZ ist für den Abriß vorgesehen. Trotz gegenteiliger Versprechen von seiten Beate Webers ist ein adäquater Ersatz bis heute nicht in Sicht.

Der Fachschaftsrat am Institut für Politische Wissenschaft, der seine Semesterparty bisher im AZ ausrichtete, nimmt diesen Tatbestand zum Anlaß, sich bei der Oberbürgermeisterin und dem Stadtrat in einem "offenen Brief" über die "ungewisse Zukunft des AZ" zu beklagen.

"Kompetente" und "offene" Menschen haben, nach Ansicht der Fachschaft, am Wochenende das AZ zu einem "beliebten Treffpunkt von regelmäßig mehreren hundert Menschen" gemacht. Weitere Angebote wie Volksküche, Fahrradwerkstatt, Fotolabor und Proberäume für Nachwuchsbands machen für sie das AZ zu einem "wichtigen Bestandteil der kulturellen Szene" Heidelbergs und betonen den "nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Jugend- und Sozialarbeit" der Stadt, der durch das "ehrenamtliche Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter" gewährleistet wird.

Nachdrücklich wird auf das versprochene Ersatzgebäude verwiesen und ungläubig die Frage gestellt, warum ein solches immer noch nicht bereitstehe.

Mutmaßungen über kommerzielles Gewinndenken von seiten der Stadt, das eine "Lösung des Problems AZ" habe vergessen lassen, verknüpft man mit dem nachdrücklichen Wunsch, daß die "Bereitstellung eines gleichwertigen Ersatzgebäudes" sich nicht als leere Hoffnung entpuppen wird.

Es bleibt abzuwarten, ob, und - wenn ja - wie die Stadt auf derartige Sympathiebekundungen reagieren wird.

Auf Seiten des AZ wird jedenfalls so gut wie keine Möglichkeit unversucht gelassen, die Wichtigkeit ihres Anliegens zu unterstreichen.

Nachdem man Ende des letzten Jahres bereits im Alten Hallenbad eine Besetzungsparty unter dem Motto "Test your AZ" feierte, belagerte die Partygemeinde am dritten Januarwochenende das Bahnausbesserungswerk am Ochsenkopf in Wieblingen.

Mit diesen Aktionen will das Unabhängige Komitee "Kein Tag ohne Autonomes Zentrum" Aufmerksamkeit für die prekäre Lage ihrer Einrichtung in der Heidelberger Öffentlichkeit erregen und mögliche Ersatzimmobilien zur Diskussion stellen. Neben den genannten Gebäuden stehen noch der ehemalige Güterbahnhof, das Duravitgebäude, das Furukawa-Areal in Rohrbach und das Feuerwehrhaus an der Czernybrücke zur Auswahl.

Für den 6. Februar ist von den Ehrenamtlichen eine Demo geplant, die die Öffentlichkeit über die nun vollzogene Schließung informieren soll.

Treffpunkt für alle Interessierten und Förderer des AZ ist um 12 Uhr am Bauhaus.

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Studis als Mieter eine Opfergruppe

Heidelberger Mietspiegel bewährt sich als Mittelgegen Mietwucher

In den Semesterferien feiert der Mietspiegel der Stadt Heidelberg seinen ersten Geburtstag. Ein Mietspiegel soll Preisvergleiche auf dem Wohnungsmarkt erleichtern und so Streit zwischen Vermietern und Mietern vermeiden helfen. Mit ihm wird die "ortsübliche Vergleichsmiete" ermittelt, mit der festgestellt werden kann, welche Miete überteuert ist.

"Wenn die Spitzenmieten heruntergehen, dann ist das sicher auch eine Folge des Mietspiegels", meinte Fritz Vollrath, der als Rechtsanwalt für den Mieterverein Heidelberg arbeitet. Schon ab 20 Prozent höherer Miete sind Nachbesserungen möglich - und das rückwirkend bis zu vier Jahren. Da Mieter und Vermieter meist Interesse an einer gütlichen Einigung hätten, würden die allermeisten Fälle außergerichtlich geregelt. "Meine private Schätzung geht dahin, daß bisher in zwischen 500 und tausend Fällen Miete nachgelassen wurde", meinte Vollrath zu den Erfahrungen des letzten Dreivierteljahres. Auch seien überproportional viele Studenten von Mietwucher betroffen. "Durch ihre erhöhte Fluktuation sind Studis eine Opfergruppe."

*Informationen und Mietspiegel für DM 10.- beim Amt für Wohnbauförderung, Kornmarkt 5, Zimmer 11, EG, Tel. 582244.
Kostenloser Mietspiegel im Sozialhandbuch der FSK oder im Internet:
<http://www.uni-heidelberg.de/stud/fsk/referate/soziales/sozhh98/mietspiegel.html>*

(gan)

Ein Besuch auf Zeit?

Neshe ist vorläufig wieder in Heidelberg

Am zweiten Weihnachtstag im vergangenen Jahr ging für viele Lehrer und Schüler der Internationalen Gesamtschule in Heidelberg ein langgehegter Wunsch in Erfüllung: Die im Juli 1997 abgeschobene Neshe kehrte zurück - das Besuchsvisum endet allerdings schon wieder am 21. März 1999.

Bis zuletzt blieb die bange Frage bei der aus Lehrern und Schülern bestehenden "Initiativgruppe Neshe" der Internationalen Gesamtschule Heidelberg (IGH) bestehen, ob denn Neshe tatsächlich nach Deutschland zurückkommen könne - zu groß war das Mißtrauen in die Behörden nach den schlechten Erfahrungen mit der Abschiebung Neshes im Juli 1997.

Damals nutzte auch öffentlicher Protest wenig, um den baden-württembergischen Innenminister Thomas Schäuble (CDU) dazu zu bewegen, die Abschiebung der aus dem kurdischen Teil der Türkei stammenden Neshe zu verhindern, obwohl auf Neshe in der Türkei kaum ein freundliches Willkommen, hier dagegen eine Lehrstelle wartete.

Als am 26. Dezember 1998 nun Neshe am Frankfurter Flughafen wieder nach Deutschland einreisen durfte, herrschte große Erleichterung bei der Heidelberger Initiativgruppe des IGH - insbesondere aber bei der 17jährigen Neshe: "Es ist wie in einem Traum." Der Traum droht aber schon bald zu platzen. Vor ihrem Abflug aus der Türkei mußte sie unterschreiben, daß sie nach Ablauf ihres Visums am 21. März 1999 wieder zurückkehren wird. Was dann passiert, steht daher vorerst noch in den Sternen.

(ab)

Mathematikerin mit Dichterseele

Die Russin Sofja Kovalevskaja war die erste Studentin der Uni Heidelberg

Im Heidelberg von 1869 taucht eine junge Russin auf, mietet sich zusammen mit ihrem Mann ein Zimmer im "Bayrischen Hof" und kämpft darum, als erste Frau an der Universität Heidelberg studieren zu dürfen.

"Ich fühle, daß es meine Bestimmung ist, der Wahrheit und der Wissenschaft zu dienen und den Frauen neue Wege zu bahnen, denn das bedeutet, der Gerechtigkeit zu dienen."

Wie ein roter Faden zieht sich diese Philosophie durch Sofja Kovalevskajas Leben.

1850 in Moskau geboren, entdeckt sie schon früh ihre Neigung zu den Naturwissenschaften. Mit 15 bekommt sie Unterricht in Mathematik, mit 18 hört sie an der Petersburger Universität Vorlesungen in Anatomie, Chemie und Physik mit dem Ziel, Ärztin zu werden. Ihr eigentlicher Traum jedoch ist ein Studium im Ausland, nur zu verwirklichen durch eine "fiktive Ehe": Der junge Vladimir Kovalevskij erklärt sich zu einer Scheinehe mit Sofja bereit, um sie auf diese Weise von der Vormundschaft ihres Vaters zu befreien. Für Sofja beginnt ein anderes Leben: "Es ist ein völlig neues Gefühl, nach Petersburg als Freie zu kommen."

Als Studentenunruhen im März 1869 zum Studienausschluß der ohnehin erst seit kurzem an den russischen Universitäten tolerierten Frauen führen, steht Sofjas Entschluß, Rußland zu verlassen, endgültig fest. Mit Vladimir reist sie über Wien nach Heidelberg, zu der Universität, die durch Wissenschaftler wie Kirchhoff und Bunsen in ganz Europa bekannt ist. Hier möchte sie sich ihren Traum von ungestörter wissenschaftlicher Arbeit erfüllen: "Wenn ich über Asketismus nachdenke, stelle ich mir ein kleines, sehr ärmliches Zimmerchen in Heidelberg vor, wo ich sehr ernsthaft arbeite und ganz alleine ohne irgendjemanden wohne." Sofja möchte sich nun völlig auf die Mathematik konzentrieren, "eine Wissenschaft, die die größte Phantasie verlangt."

Zunächst gilt es jedoch, eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden. Im Deutschland des 19. Jahrhunderts gibt es für Frauen fast keinen Zugang zu höherer Bildung, Mädchen in Sachsen und Preußen hatten beispielsweise noch bis 1896 keine Möglichkeit, sich in staatlichen Einrichtungen eine ausreichende Schulbildung anzueignen oder etwa eine Reifeprüfung abzulegen.

In dieser Zeit ist Sofjas Wunsch nach einem Universitätsstudium geradezu revolutionär. Mutig wendet sie sich mit ihrem Anliegen direkt an die einzelnen Professoren, muß aber dann den Beschluß einer eigens für ihren Fall zusammengerufenen Kommission abwarten. Nachdem diese sich unter anderem davon überzeugt hat, daß die junge Frau ordnungsgemäß verheiratet ist, erlaubt man Sofja zumindest den Besuch von Vorlesungen derjenigen Professoren, die sich einer Frau im Hörsaal gewachsen fühlen. Eine Immatrikulation, die sie zur regulären Studentin machen würde, wird ihr jedoch untersagt.

Trotzdem ist Sofja glücklich. Zusammen mit Vladimir zieht sie in eine

Wohnung in der Unteren Neckarstraße 13 A und stürzt sich mit Begeisterung in die wissenschaftliche Arbeit. Sie besucht 18 Vorlesungen in der Woche, und bald ist es nicht mehr nur ihr Geschlecht, das Aufsehen erregt: Kommilitonen und Professoren schätzen die junge Russin wegen ihres großen Fleißes und ihrer außergewöhnlichen mathematischen Begabung, und die Heidelberger Bevölkerung kennt sie als "die Frau, die so fleißig zur Schule geht".

Dennoch bleibt Sofja bescheiden und wirkt schüchtern. Sie lebt sehr zurückgezogen und konzentriert sich völlig auf ihr Studium. In ihren wenigen arbeitsfreien Stunden unternimmt sie Spaziergänge in die Umgebung oder führt lange Gespräche mit Vladimir, der allmählich mehr für sie wird als ein guter Kamerad. Im Herbst desselben Jahres kommt eine russische Freundin in die Stadt, um Sofjas Beispiel zu folgen, und in der Unteren Neckarstraße bildet sich eine harmonische Wohngemeinschaft.

Bald jedoch ist es mit dem ruhigen Leben vorbei. Nur wenige Monate später ziehen Sofjas ältere Schwester und einige Bekannte aus Rußland ebenfalls in Sofjas Wohnung. Sie kritisieren die ihrer Meinung nach zu intime Beziehung zwischen Sofja und Vladimir und verurteilen Sofjas Strebsamkeit: Wichtiger als das Recht auf Bildung sei die Befreiung des unterdrückten russischen Volkes. Vladimir fühlt sich verdrängt und zieht nach München; die Bindung zu Sofja wird niemals wieder wie zuvor. Dann bricht im Sommer 1870 der Französisch-Preußische Krieg aus und macht das Weiterstudieren unmöglich. Auch für Sofja ist die Zeit in Heidelberg nun endgültig vorbei.

Sie geht nach Berlin und wird dort von dem berühmten Mathematiker Weierstraß gefördert. Dreieinhalb Jahre später erhält Sofja den Dokortitel der Philosophie; etwa zur selben Zeit kommt es in Heidelberg wegen der immer größer werdenden Zahl studierwilliger Frauen zu einem grundsätzlichen Verbot des Frauenstudiums.

Sofja widmet sich weiterhin der Mathematik und beginnt nebenbei, mit Erfolg Zeitungsartikel, ein Theaterstück und Romane zu schreiben: "Einer der berühmtesten Mathematiker unseres Jahrhunderts hat völlig richtig gesagt, daß es unmöglich ist, Mathematiker zu sein, ohne die Seele eines Dichters zu haben", erklärt sie. Im Jahr 1884 wird Sofja Kovalevskaja in Stockholm die erste weibliche Professorin Europas. Erst über zwei Jahrzehnte später haben auch die Frauen in Deutschland das gleiche Recht auf Bildung wie ihre männlichen Kommilitonen schon Jahrhunderte zuvor.

(stw)

Kein Schulpraktikum

Kabinettsbeschluß stiftet Verwirrung

Die Fakultät für Mathematik wehrt sich gegen die Einführung des einsemestrigen Schulpraktikums für Lehramtstudierende, das nach der Zwischenprüfung absolviert werden soll.

Aufgrund eines Kabinettsbeschlusses wird rückwirkend zum 1. Oktober ein halbjähriges Schulpraktikum für Lehramtsstudenten zur Pflicht. Mit dieser Neuregelung überrumpelte das Land nicht nur die Studierenden, sondern ebenso Schulen und Universitäten.

An den Universitäten stößt die Neuregelung auf breite Ablehnung. Die Fakultät für Mathematik weist in einer ausführlichen Stellungnahme insbesondere auf die Verletzung des Vertrauensgrundsatzes hin. Schließlich sollten Neuregelungen nur Studenten betreffen, die nach ihrem Bekanntwerden mit dem Studium beginnen. Durch die unvorbereitete Einführung des Pflichtpraktikums in Unkenntnis universitärer und schulischer Realitäten sind Probleme in der Umsetzung schon absehbar, da Schulen Anfragen und Anmeldungen wohl erst ab dem SoSe 2000 bearbeiten können.

Die Fakultät bietet aber auch einen Alternativvorschlag: Schulpraktika sollen bereits vor Studienbeginn oder in den Semesterferien stattfinden, um den Studierenden eine Möglichkeit der Orientierung ohne "Zwangspause" vom Studium zu geben.

Es bleibt abzuwarten, ob und wie die Stuttgarter Ministerialbürokratie auf die Kritik von Seiten der Universität reagiert.

(mi, tj)

UB-Schmierereien

Antisemitische Schmierereien und ein Kothaufen

Die Universitätsbibliothek muß sich seit vergangener Woche gegen antisemitische Schmierereien wehren.

Kurz vor dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus taten bisher Unbekannte in der Altstadt wiederholt übelste Beschimpfungen kund. "Scheiß Juden" war dabei noch eine vergleichsweise milde Parole. Wie aus der Verwaltung der UB zu erfahren war, handelte es sich inhaltlich um "Dinge, die man am besten schnell wieder vergißt" und die "fast schon als Volksverhetzung" einzustufen seien.

Unter anderem waren die Toilettenkabinen numeriert und mit dem Wort "Judenkammer" beschriftet worden. Nachdem der Hausmeister die Schmierereien an den Türen beseitigt und an der Wand überpinselt hatte, griffen die Täter erneut zum Stift, so daß noch ein zweites Mal gestrichen werden mußte. Vergangenen Freitag hinterließ ein Schmierer außer dem entsetzlichen Gekritzel einen Kothaufen auf dem Boden einer Toilettenkabine.

Auch im Garderobenraum nebenan sowie am öffentlichen Kartentelefon hatten Mitarbeiter der Bibliothek damit zu tun, Hetzsprüche zu entfernen. Währenddessen gab es massive Beschwerden von einigen UB-Benutzern, die das abscheuliche Geschmiere gesehen hatten. Die UB hat die Vorfälle der Polizei zu Protokoll gegeben, die das Gebäude verstärkt überwacht und ihren Bericht an den Verfassungsschutz weiterleiten wird.

(sv)

Fortsetzung der ruprecht-Kneipenkritik-Serie

Pepper Bar

Sehr ansprechende Einsichten durchs Fenster, nächste Nachbarschaft zur Jesuiten-Kirche, Sex-Shop und Hauptstraße - das ist die Pepper Bar, genannt: Peppers. Seit seiner Eröffnung vor fünf Jahren hat das Peppers längst sein Publikum gefunden und ist schon lange kein Geheimtip mehr unter Langzeitstudenten. Auch wer unter der Woche kommt, muß ab 22 Uhr meist auf einen Tisch warten und kann derweil dem Barmann beim Cocktailmixen (die Spezialität des Hauses) zuschauen.

Das Peppers: Kaffee: 3,20; Cappuccino: 4,20; Heißer Kakao mit Sahne: 4,40; Chianti (0,2): 6,50; Carlsberg (0,3): 4,30; Tortilla-Chips mit Saucen: 9,50; Öffnungszeiten: Immer bis 1 h; Fr., Sa. bis 3 h

Böse Zungen behaupten, daß viele Gäste nur deshalb ins Peppers kommen, weil sie dort bei einem Cappuccino ungestört im Playboy blättern können.

Auch wer nicht zum Lesen ins Peppers kommt, hat etwas zum Schauen. Denn die Einrichtung des Peppers ist eine richtige Augenweide. Neben einer ziemlich aufwendig ausgerüsteten Bar und einer uralten amerikanischen Ampel am Eingang sind die Wände und Dekorationen sehr mexikanisch angehaucht. Ein Ausflug in den Keller zu den Toiletten ist jedenfalls lohnenswert, denn die sind eine Art Mischung aus Arztpraxis und Weinkeller: Edelstahl-Designer-Waschbecken in gut erhaltenen Kellergewölben, Türen mit Milchglas, Leuchtschriften im Boden und vieles mehr.

Abgesehen von der etwas ungemütlichen Drum´n´Bass-Berieselung durch den hauseigenen DJ kann man sich hier richtig wohlfühlen.

Die mexikanisch geprägte Speisekarte verspricht ebenso wie die umfangreiche Getränkekarte exquisite Gaumenfreuden zu leider gesalzenen Preisen.

(col, mi)

Die Bahn ist voll

Ein Erfahrungsbericht aus einer deutschen Tram

Wenn wir, kaum dem Schlaf entronnen, uns auf den Weg in die Stadt in die Bahn zwängen und gerade noch den letzten Platz in der Türöffnung erkämpfen, dabei dann in jeder Kurve einen Ellbogen in der Magengrube spüren und an der nächsten Haltestelle hinausgedrängt werden, dann ist dies einer jener Momente, in denen uns die alte Wahrheit wieder klar vor Augen erscheint: Die Bahn ist voll, mehr geht einfach nicht.

So auch am 20. Januar, Linie 3 Richtung Handschuhsheim. In der Franz-Knauff-Straße steigt eine Dame älteren Semesters zu, der auch gleich ein Sitzplatz angeboten wird. Den lehnt sie aber ab, denn sie hat es auf etwas anderes abgesehen: Mit einiger Mühe drängt sie sich vor zu zwei Frauen "türkischen" Aussehens mit Kopftüchern. Die sollen wohl für sie weichen, nehmen aber vermutlich den Anspruch erhebenden Blick gar nicht wahr, und zu reden traut sich unsere Heldin dann doch nicht. Trübes Grummeln. Schließlich entschärft sich die Situation durch ein anderes, diesmal angenommenes Sitzplatzangebot.

Dort hält es sie es aber nicht lange, und sie stakt wieder nach vorne, um zwei Altersgenossinnen zu begrüßen. Das tut sie mit der ihr eigenen Eleganz, die sich deutlich im ganzen Wagen vernehmen läßt: "Bah, stinkt es hier wieder einmal nach Knoblauch." Es folgt ein böser Blick Richtung Kopftücher. Die Stigmatisierten haben nicht verstanden oder ertragen stoisch. Der weitere Smalltalk zwischen den drei Damen behandelt einheimische Eßgewohnheiten. Die Bahn füllt sich weiter; unter anderem kommt ein junger Herr südländischen Aussehens in gefährliche Nähe. Nun geht es ans Aussteigen, etwas schwierig in der vollen Bahn. Also ein Anschnauzer gegen den südländischen Mann vor ihnen. Welcher höflich entgegnet, sie möchten kurz warten. Er könne leicht ausweichen, wenn etwas Platz sei. Die Replik läßt nicht lange auf sich warten: "Also, von Ihnen lasse ich mir schon gar nichts sagen!" Furioser Abgang.

Tatsache, so kann und darf es einfach nicht weitergehen. Ellbogen in der Magengrube und Knoblauchgestank sind alarmierende Symptome, die nicht mehr hingenommen werden dürfen - es muß endlich gehandelt werden. So laßt uns denn lautstark verkünden, damit die lauende Gefahr allen bewußt wird: "Die Bahn ist voll! Mehr geht nicht!" Oder hätten Sie´s gerne etwas diplomatischer? Das könnte dann etwa so klingen: "Ein weiterer Zuzug von Menschen fremder Staatsangehörigkeit würde die Integration unserer hier lebenden ausländischen Mitbürger erschweren." Das würde sicher so manch einer unterschreiben.

(Matthias Katzer)

The "Pres" of Jazz

Another Goodbye to Mr. Pork Pie Hat

Manche Saxophonisten, die ihn zum ersten Mal hörten, erzählen, daß sie ihr Instrument für mehrere Wochen in den Schrank stellten und sich nicht mehr zu spielen trauten. So übermächtig war der Eindruck, den er hinterließ. Die Rede ist von Lester Young, dem neben Colman Hawkins wohl einflußreichsten Tenorsaxophonisten der dreißiger und vierziger Jahre. Er wäre dieses Jahr 90 Jahre alt geworden.

Bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts war das Tenorsaxophon in der Jazzmusik ein falsch verstandenes Instrument und wurde oft nur für lustige Effekte eingesetzt. Erst Coleman Hawkins verlieh ihm eine Stimme im Jazz. Sein kräftiger, runder Ton prägte Generationen von späteren Saxophonisten. An Kraft und Sonorität war Hawkins nicht zu übertreffen, wohl aber an Raffinesse. Schon bei seiner ersten Plattenaufnahme 1936 ist Lester Youngs unverwechselbarer Stil zu hören: Ein flüchtiger, flüssiger und leichter Sound. Begleitet wurde er dabei von einer Kleinformation um Count Basie, dem Gründer und Leader des später so erfolgreichen Count Basie Orchesters. Die Zusammenarbeit zwischen Basie und Young gestaltete sich so erfolgreich, daß Lester Young zwischen 1936 und 1940 als erster Tenorsaxophonist in Basies Orchester spielte und der absolute Glanzpunkt dieser Band war.

Schon zu dieser Zeit war er ein Original in jeder Beziehung. Ein flacher, breitrandiger Hut (pork pie) wurde zu seinem Markenzeichen, ebenso wie die Art, wie er sein Saxophon hielt: immer seitlich schräg angewinkelt. Er benutzte eine witzig verklausulierte Sprache, indem er z.B. alle Musikerkollegen einfach nur "Lady" nannte. Zur selben Zeit, als er in Basies Orchester spielte, lernte er auch die Jazzsängerin Billie Holiday kennen, die von ihm ihren Übernamen "Lady Day" erhielt. Sie revanchierte sich und nannte ihn nur "Pres", die Kurzform von "The President", denn für sie war er der größte Tenorsaxophonist. In ihren gemeinsamen Aufnahmen, die heute zu Klassikern des Jazz zählen, wurde Billie Holiday zu seiner musikalisch kongenialen Partnerin.

Das einschneidendste Erlebnis in seiner Karriere war die Bekanntschaft mit der Armee. Weil er dem Einberufungsbefehl nicht Folge geleistet hatte, verbrachte er ein Jahr in einem Lager. Dieser Aufenthalt hatte traumatische Auswirkungen auf den sensiblen Musiker und seinen Stil, der rauher und brüchiger wurde. Das erste Stück, das er nach seiner Haft aufnahm, war der "D.B. Blues". Darin verarbeitete er seine Erfahrungen der Lagerzeit. D.B steht für disciplinary barracks.

Obwohl die Haft Erfahrung sein positives Weltbild zerstört hatte, entstanden in der folgenden Zeit noch einige seiner schönsten Aufnahmen, wie z.B. "Ghost of a Chance" oder der Balladenklassiker "These foolish things". Er nahm noch weiter Platten auf, aber gerade viele Aufnahmen aus den Fünfzigern zeigen, daß es mit Lester Young bergab ging. Der allmähliche körperliche Verfall durch zunehmenden Alkoholmißbrauch schwächte ihn auch in seiner künstlerischen Ausdruckskraft. Nicht einmal 50 Jahre alt, starb Lester Young 1959 in einem New Yorker Hotel an einer Herzattacke, nachdem er einen Tag zuvor von einem abgebrochenen Gastspiel aus Paris zurückgekehrt war. Als der Jazz-Bassist Charles Mingus von Lesters Tod hörte, schrieb er ihm zu Ehren ein Abschiedsstück, das heute auch schon zu

den Klassikern des Faches zählt: "Goodbye Pork Pie Hat".

(col)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Johann-Wolfgang in Toulouse

Die bedrohte Existenz des Goethe-Instituts im Jubiläumsjahr

Beim deutsch-französischen Theaterabend tummeln sich Studenten im Keller des Goethe-Instituts, für Brecht-Filme oder einen Vortrag zur mehrsprachigen Erziehung interessieren sich eher gesetztere Jahrgänge. Und ganz Kleine werden in Deutschkursen für Frühinteressierte mit Janosch-Bildern versorgt.

Es liegt nicht am gelegentlich fließenden deutschen Freibier, daß das Goethe-Institut im südfranzösischen Toulouse ein so zahlreiches Publikum anlockt. In den 36 Jahren seines Bestehens ist das kleine Institut zu einer festen Größe im kulturellen Leben der Stadt geworden.

Seinen Namen hat es vor allem durch das Angebot an Deutschkursen, einem spezieller interessierten Publikum ist es durch vielfältige kulturelle Veranstaltungen ein Begriff. Deutsche Kultur gespiegelt in den Zügen Klaus Kinskis oder in humoristischen Objekten zum Fußballkult, deutsche Geschichte in Germania-Karikaturen oder einem Vortrag zur Wiedervereinigung.

Das Institut hat sich als Forum für Begegnung und Austausch zwischen Deutschen und Franzosen etabliert, Gelegenheiten wie der Tag der Offenen Tür werden von Stammgästen und Neugierigen gerne genutzt.

Was hier im Laufe der Zeit gewachsen ist, wird im Grundsatzpapier des Goethe-Instituts "die Förderung der internationalen kulturellen Zusammenarbeit und die Pflege der deutschen Sprache" genannt. Die auswärtige Kulturpolitik wird neben den politischen Beziehungen und der Außenwirtschaft als "dritte - gleichberechtigte und gleichwertige - Dimension der deutschen Außenpolitik" gesehen. Der Kulturbegriff, der dem Goethe-Institut seit den Siebziger Jahren zugrunde liegt, ist relativ weit gefaßt: "Kultur umfaßt alle Tätigkeiten, die dem einzelnen Menschen erlauben, sich zur Welt, zur Gesellschaft und zum eigenen Erbe in ein Verhältnis zu setzen. Ästhetische und diskursive Ausdrucksformen sind dabei gleichrangig", heißt es im Grundsatzprogramm. Die Sprache wird als Grundlage der Kultur und damit als ein wesentlicher Bestandteil begriffen.

Schön und gut, ein durchdachtes Konzept und motivierende Ergebnisse. Doch daß die Realität dieser Form der auswärtigen Kulturarbeit seit einigen Jahren nicht mehr so rosig aussieht, wie es die formulierten Ziele suggerieren, ist bekannt. Seit 1994 werden Stellen eingespart, alleine 1997/98 mußten neun Institute ihre Tore schließen. Parallel zu den Schließungen werden neue Institute in Mittel- und Osteuropa sowie in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion eröffnet, 1997/98 waren es zwei. Weltweit existieren derzeit 135 Institute in 76 Ländern sowie im palästinensischen Autonomiegebiet, die jährlich etwa 350 Millionen DM vom Auswärtigen Amt erhalten.

Für das Goethe-Institut Toulouse war im Frühjahr 1998 die Schließung des Instituts in Marseille, quasi in unmittelbarer Nachbarschaft, ein Schock. Selbst durch Kürzungen erheblich eingeschränkt, fürchtete das Institut um seine Existenz. Durch die Streichung der Bibliothekarsstelle wurde die gut ausgestattete Bibliothek bereits vor mehreren Jahren auf einen bloßen "Lesesaal" reduziert, in dem

Ausleihen nur noch im Ausnahmefall möglich sind. Mit weiteren Kürzungen wurden die Posten zweier Entsandter im Kulturbüro sowie im Leiterbüro der Sprachabteilung eingespart.

Um eine vollständige Schließung zu vermeiden, wurde das Toulouser Institut letztlich mit dem Goethe-Institut Bordeaux zusammengelegt, so daß sein Fortbestehen nun fürs erste gesichert ist. Im Rahmen der Partnerschaft mit Bordeaux wird das Veranstaltungsprogramm der Häuser gemeinsam entwickelt, um dann an beiden Orten durchgeführt zu werden. "Das Fortbestehen als halbes Institut ist schwierig", kommentiert Dr. Peter Müller, Direktor des Goethe-Instituts in Toulouse, die Lage. "Voraussetzung ist eine extrem gute Koordination mit dem Institut in Bordeaux, die nur funktioniert, weil ich fast täglich mit dem dortigen Leiter telefoniere. Wir haben uns einfach fest vorgenommen, uns gut zu verstehen."

Die Mitarbeiter des Toulouser Instituts tragen die bisweilen bedrohliche Situation mit Fassung - und mit unerschütterlichem Engagement. Da ist Anpassungsfähigkeit gefragt, durchaus auch Improvisation. Das Goethe-Institut profitiert von den guten Verbindungen, die es sich im Laufe der Jahre durch intensive Projektarbeit geschaffen hat. In Toulouse herrscht allseitiges Vertrauen in die hohe Qualität seiner Arbeit. So kann die Zusammenarbeit mit anderen kulturellen Einrichtungen auch bei geringer Kostenbeteiligung vorläufig weitergeführt werden.

Bisher konnte sich das Goethe-Institut seine Bekanntheit und seinen guten Ruf wahren, allerdings sorgen die Konsequenzen der Ressourcenkürzungen auch für Unmut in der Öffentlichkeit. Nicht nur, daß mit einer gestrafften Bibliothek kaum noch einer etwas anfangen kann. Vor allem die ständige Erhöhung der Preise für Deutschkurse sorgt dafür, daß die Sprache der Dichter und Denker den meisten vorenthalten bleibt.

So kommt man in Toulouse also mit Ach und Krach über die Runden. Die gefährlichen Einschnidungen, die das Gerüst auswärtiger Kulturarbeit schwer ins Wanken bringen, können noch einigermaßen überspielt werden. Das spricht für die Fähigkeit des Goethe-Instituts, sich strukturell - zumindest provisorisch - den Ressourcenkürzungen anzupassen.

Ein Dauerzustand kann es jedoch nicht sein, wenn in Toulouse kaum ein namhafter deutscher Künstler mit seinem Programm zum Goethe-Jahr engagiert werden kann, weil es unerschwinglich ist. Wie war das doch gleich? Ist man nicht auf das Goethe-Institut stolz als die größte Mittlerorganisation deutscher Kultur im Ausland? Oder soll der Euro plötzlich all das ersetzen? Hilmar Hoffmann, Präsident des Goethe-Instituts, weiß schon lange: "Auch Wirtschaftspartnerschaft hat auf Dauer nur bei solide gegründeter Kulturpartnerschaft eine reelle Chance."

(kh)

Rudolf statt Adolf

Stephen Fry schreibt die Geschichte des 20. Jahrhunderts neu - Hitler kommt darin nicht vor

Unbesiegbar fühlt sich Michael Young, während er wie ein Verrückter durch die Straßen Cambridges rast. Auf dem Gepäckträger sind 200.000 Wörter über den frühen Hitler festgeschnallt - seine Doktorarbeit. Am Horizont lockt eine ruhmreiche akademische Karriere, vielleicht die Veröffentlichung in einem renommierten Verlag. Und den Streit mit seiner Freundin Jane, einer Gen-Forscherin, hofft Michael Young, Ph.D. in Wartestellung, auch demnächst beizulegen.

Stephen Frys fulminantes Meisterwerk "Making History" packt den Leser von der ersten Zeile an mit einer Mischung aus nonchalantem, frischem Plauderton und darin verpackten tieferen Wahrheiten, die dem Leser en passant untergejubelt werden, wie sie derzeit nur angelsächsischen Autoren gelingt. Dazwischen immer wieder Anekdoten über Alltägliches, die sich so locker lesen, wie sie schwierig zu schreiben sind und in ihrer witzelnden Alltäglichkeit wahren Tiefsinn offenbaren - wie der Beginn des Abschnitts, in dem Michael Young die typisch geisteswissenschaftliche Aversion gegen Zahlen und Formeln beschreibt und zu dem Schluß kommt: "Numbers suck!" Dabei, so gesteht sich der Held ein, sind die Geisteswissenschaften durchaus fasziniert von den Naturwissenschaften: "Physics is way hip." Besonders die Historiker, für die Stephen Fry noch ein paar Gratistips fallenläßt, wie in jeder Klausur Punkte zu machen sind: "Historians like to nod at scientists in passing, Darwin, Newton, those guys, a few remarks about 'mechanistic universes' and 'the upsetting of Victorian certainties' are as safe in a history essay as that old standby 'the newly emergent middle classes'. As everyone knows, there is no period in history in which you can't write successfully of a newly emergent, newly confident middle class, just as there is no period in history after the sixteenth century in which you can't write about 'the sweeping away of the old certainties'."

Doch bei aller Einsicht in historische Prozesse wird Michael Young bald noch gravierendere Probleme haben als nur mangelndes mathematisches Verständnis. Zuerst sagt ihm sein Doktorvater, seine Arbeit sei unannehmbar, dann verläßt Jane ihn endgültig, und schließlich macht er noch die Bekanntschaft von Professor Leo Zuckermann. Dieser ist Physiker und hat eine Art Zeitmaschine erfunden, doch in den Regalen in seinem Zimmer stehen mehr Bücher über Hitler und das Dritte Reich als Michael Young überhaupt kennt. Zuckermann entpuppt sich als Sohn eines SS-Mannes, der in Auschwitz an der Ermordung von Juden führend beteiligt war. Leo Zuckermann bricht unter der Last der Scham, die er für seinen Vater empfindet, beinahe zusammen, und die Zufallsbekanntschaft mit dem frischgebackenen Beinahe-Doktor hat fatale Konsequenzen: Michael Young und Leo Zuckermann entschließen sich, Hitler aus der Geschichte zu tilgen - die Ursünde eines Historikers, die Veränderung der Geschichte. Zwar können mit TIM (Temporal Imaging Machine) keine Menschen reisen, aber Gegenstände, und so versetzen die beiden den Brunnen, aus dem die Eltern Hitlers ihr Wasser schöpfen, mit einem Sterilisationsmittel für den Mann - Hitlers Vater ist zeugungsunfähig und Hitler wird nie geboren. Brilliant.

Oder auch nicht. Natürlich ist den beiden Hobbyweltrettern klar, daß nichts mehr so sein wird wie früher. Aber ohne Hitler muß einfach alles besser werden, so das scheinbar entwaffnend einsichtige Kalkül.

Als die Tat vollbracht ist, wacht Michael Young mit einem heftigen Kater auf - allerdings nicht in Cambridge, Great Britain, sondern in Princeton, United States. Immer noch eine Spitzenuniversität also, aber hier studiert Michael Philosophie und nicht Geschichte. Zunächst hat er keine Ahnung, was passiert ist, doch nach und nach kommt die Erinnerung zurück. Mit seinem neuen Kumpan Steve macht er sogleich die entscheidende Nagelprobe:

"There´s one thing I need you to tell me though. However mad it sounds, will you just answer me one question?"

"Okay, try me."

"Tell me everything you know about Adolf Hitler."

Adolf Hitler?"

"Yes, what do you know about him?"

Adolf Hitler. This is someone you know?"

"Never mind what I know, what do YOU know about him?"

"Nope. Never heard of the guy. He on the faculty? You need to see him?"

Michael Young hat es also geschafft. Doch der Erfolg hat einen kleinen Schönheitsfehler: Steve hat zwar noch nie von Adolf Hitler gehört, aber dafür von den Nazis. Einige Blicke in ein paar Geschichtsbücher später weiß Michael Young auch, warum: Die USA und das Großdeutsche Reich, das sich inzwischen über ganz Europa erstreckt und von den Nazis beherrscht wird, liegen im Kalten Krieg miteinander. Ähnlich wie der von Michael Young zur Nichtexistenz verdamnte Hitler stieg in dem Sumpf aus Nationalismus, völkischem Denken und ökonomischer Depression im Deutschland der Jahre nach 1918 ein anderer Mann zum Führer und Reichskanzler auf: Rudolf Gloder (1894-1966). Nachdem Gloder 1937 den Friedensnobelpreis gewonnen hat, zerstört er 1938 Moskau und Leningrad mit deutschen Atomwaffen und besetzt ganz Europa. 1940 haben auch die Amerikaner die Atombombe, und die Welt steht am Abgrund eines nuklearen Waffengangs. Stattdessen aber verbarrikadieren sich beide Machtblöcke im Kalten Krieg. Mit blankem Entsetzen muß Michael Young feststellen, daß auch die Nazis unter Gloder den Völkermord an den Juden betrieben haben - auch in diesem Paralleluniversum mit entscheidender Hilfe von Leo Zuckermans Vater. Zu allem Überfluß entpuppt sich auch das Amerika, in dem Michael Young gelandet ist, als ein im Kalten Krieg in seiner Provinzialität erstarrtes Land, wo Schwarze als Menschen zweiter Klasse gelten und Homosexualität streng bestraft wird. Michael Young - und mit ihm und durch ihn die gesamte Menschheit - ist vom Regen in die Traufe gekommen.

Stephen Fry, der unter anderem mit der britischen Fernsehserie "Blackadder" bekannt wurde, hat mit "Making History" seinen dritten Roman vorgelegt, bereits "The Hippopotamus" war ein großer Erfolg. "Making History" schert sich, wie so viele erfolgreiche Bücher zeitgenössischer angelsächsischer Autoren, einen Dreck um Genres und Etikettierungen, es ist Science-Fiction, Thriller, Zeitreise und Komödie zugleich. Vor allem im ersten Teil beweist Fry einen meisterlichen Humor, der alle Spielarten des Amusements, vom kurzen Schmunzeln bis zum schreienden Gelächter, aus dem Leser herauskitzelt. Im zweiten Teil ist der Autor wohl etwas vor der Last und Bürde des Themas zurückgezuckt; der locker-leichte Stil tritt hier zugunsten einer komplex und spannend entfalteteten Handlung etwas in

den Hintergrund. Durch die Aufteilung in 38 Kapitel gewinnt der Roman trotz seiner über 550 Seiten beachtliche Rasananz und Tempo. Auch die Durchbrechung der eigentlichen Handlung mit Kapiteln, die den Aufstieg Gloders während des Ersten Weltkriegs oder die Rolle von Zuckermanns Vater nacherzählen, trägt dazu bei, daß dieses Buch in keiner Zeile langweilig wird.

Bei allem handwerklichem Geschick ist es jedoch das Thema, das den Roman so fesselnd macht. Die Frage "Was wäre gewesen, wenn...?" ist bekanntlich unter Historikern so verpönt und verbreitet wie der Bruch des Zölibats unter katholischen Geistlichen. Schon der Roman "Fatherland" von Robert Harris spielte mit dem Gedanken, wie es wohl weitergegangen wäre, wenn Hitlers Deutschland aus dem Zweiten Weltkrieg als Sieger hervorgegangen wäre. Anders als "Fatherland" zeichnet "Making History" jedoch nicht nur eine bedrückend düstere Alternative zum tatsächlichen Verlauf der Geschichte, sondern kontrastiert die beiden Möglichkeiten und geht sogar noch einen Schritt weiter, indem ein Großdeutsches Reich auch ohne Hitler entsteht. Längst ist die Geschichtswissenschaft zwar über das Stadium hinaus, in dem Geschichte als die großen Taten großer Männer beschrieben wurde. Aber die Frage, welchen Einfluß einzelne Personen unabhängig von der historischen Konstellation tatsächlich haben, ist noch weit von einer endgültigen Klärung entfernt, auch und vor allem, wenn es um die Person Adolf Hitlers geht. Allzugern wird im öffentlichen Bewußtsein vergessen, daß es Antisemitismus und national-sozialistisches Gedankengut vor Hitler gab, und daß Wirtschaftskrise, fehlende demokratische Tradition, das Gefühl der Demütigung durch die siegreichen Alliierten und Rasseideologien völlig unabhängig von Hitler existierten. Niemand, auch Stephen Fry nicht, wird ernsthaft behaupten, daß aus dem Deutschland von 1918 zwangsläufig ein Nazistaat werden mußte. Aber daß dazu nicht unbedingt ein Adolf Hitler notwendig war, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Stephen Fry: "Making History". Arrow Books, London 1996. GBP 5,99.

(kw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Das Messer in seiner Hand...

Theater Gutmacher inszeniert "Vermummte"

Zwei junge Männer in einem schwarzen durch grelles Neonlicht beleuchteten Kellerraum, an der hinteren Wand ein weißer Tisch mit blutig-rottem Fleischwolf, an Haken hängend einige Schlachtermesser, ein weißer Kittel, blutverschmierte Handschuhe, in der Mitte des Raumes eine mit Blutflecken verzierte Blechwanne, ein blutgetränktes Handtuch ist achtlos darübergerlegt.

Untermalt wird diese Szenerie durch eindringlich gehauchtes Flüstern vom Tonband: "Trotz allem, was er getan hat, er hat es nicht verdient, so zu sterben. Wer sein Volk verrät, verrät auch Frau und Kinder." hält es unaufhörlich monoton in endloser Wiederholung im Ohr des Zuschauers. Dieses Bild bietet sich dem Besucher des Romanischen Kellers zu Beginn der vom Theater Gutmacher kürzlich auf die Bühne gebrachten Inszenierung "Vermummte" von Ilan Hatsor.

Im Kühlraum einer Metzgerei treffen die Brüder Na'im, Da'ud und Khaled aufeinander. Ihr Dorf wird von palästinensisch-israelischen Konflikten erschüttert. Na'im ist Mitglied der palästinensischen Befreiungsvereinigung Intifada, sein älterer Bruder Da'ud wird der Zusammenarbeit mit den Israelis verdächtigt und soll hierzu in einer Stunde vom Intifada-Komitee eingehend befragt werden.

In eindrucksvollen Dialogen präsentiert das Stück den Konflikt zwischen dem einem fanatischen Idealismus verhafteten, hochgradig politisierten Na'im und dem auf persönliches Glück hin orientierten, pragmatischen, im Grunde unpolitischen Da'ud. Der von der Situation völlig überforderte jüngere Bruder Khaled fungiert in brenzligen Situationen als Blitzableiter zwischen den älteren Brüdern. Er ist Mediator zwischen Menschen, die ihm nahestehen, wendet sich mal zur einen, mal zur anderen Seite, unfähig eine eindeutige Wahl zu treffen, sitzt er zwischen zwei Stühlen.

Die politischen Spannungen aus israelischer und palästinensischer Sicht werden vom Autor auf familiärer Ebene dargestellt und hinterfragt, überpersönliche und private Interessen kollidieren miteinander, was die Personen vor schier unlösbare Schwierigkeiten stellt.

Die Vermittlungsversuche des Jüngsten münden schließlich in einer aus totaler Verzweiflung geborenen Handlung Khaleds, die dem Treiben ein Ende setzt - eine aus dem klassischen Trauerspiel bekannte Konstellation des Konflikts zwischen öffentlich-politischem Charakter und häuslich-privatem Bereich, der durch individuelle Schuldübernahme eine Lösung findet.

Die unterschiedlichen Charaktere der Brüder werden schauspielerisch überzeugend umgesetzt: Matthias Paul weiß als Da'ud durch unschlagbare Gestik und Mimik zu beeindrucken, Kristian Willenbacher als Na'im wirkt glaubwürdig in seiner verrückt fanatischen Ambivalenz zwischen Familien- und Parteitreue, und Hans Georg Selge präsentiert den überforderten Khaled in zittrig-nervöser Erscheinung als Indiz für dessen beständige Anspannung.

Die Inszenierung von Torsten N. Siche besticht durch ein dezentes

Bühnenbild, das die ungehinderte Konzentration auf die Akteure gewährleistet, deren Kostümierung (häuslich-bieder in dunklen Tönen: Da'ud; unschuldiges weiß-beige: Khaled; strenge, blutbefleckte Militärtracht bei Na'im) in Einklang mit dem jeweiligen Charakter steht. Als wichtiger Beitrag für die Intensivierung der bedrückenden Atmosphäre dient das bereits erwähnte pausenlos im Hintergrund laufende Tonband.

Die Maxime "anspruchsvolle und zeitgenössische Dramatik im freien Theaterbereich zu etablieren" (Matthias Paul) wurde in Heidelberg nach "Krapps letztes Band"(Juni 1997), "Dreck" (November 1997) und "Der Totmacher" (Mai 1998) mit "Vermummte" vom Theater Gutmacher zum vierten Mal erfüllt.

Anhaltender Applaus ist der Dank des Publikums für eine sehenswerte zweistündige Inszenierung dieses wegen seiner bedeutungsschwangeren (gehaltvollen) Dialoge und kontroversen Thematik anstrengenden, aber fesselnden Stückes.

Weitere Termine: 18.-21.02. im Romanischen Keller, 20 Uhr.

(ko)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Das Ausleben von Sex und Neurosen

Woody Allen in Heidelberg / "Die Anstifter" im Tikk-Theater

Die Rettung für alle, die ihre Entzugerscheinungen bis zum nächsten Woody-Allen-Film nicht aushalten: Die Theatergruppe "Die Anstifter" bringt "Spiel's nochmal, Sam" im Karlstorbahnhof auf die Bühne.

"Mein sexueller Höhepunkt war vor zehn Jahren". Wenn ein Protagonist eines Theaterstücks solche Probleme hat, entstammt er zweifelsohne dem Gehirn Woody Allens. Die Mischung des Meisters der Minderwertigkeitskomplexe ist hinlänglich bekannt: ein Mann mit unkontrollierbaren Hormonschüben, mehrere gut gebaute Frauen, etliche Freunde, die alles besser können, einige surrealistische Einschübe und ein allmächtiger Psychiater, der sich gerne auf Freud beruft. Aufrichtigen Allen-Anhängern sei gesagt, daß ihnen bei "Spiel's nochmal, Sam" vermutlich wegen heftiger Lachkrämpfe die Luft ausgehen wird.

Aber wie das nun mal so ist, besteht die Welt nicht nur aus Freunden des Stadtneurotikers. Das wissen auch Susanne Kröhl und Valentin Neuser, die Regisseure des Stücks. Darum "haben wir die plumpen Scherze rausgekürzt." So wird die Komödie auch für Leute witzig, die nicht mit dem Allen-Humor geschlagen sind.

Woody ohne Allen zu inszenieren, kein leichtes Unterfangen, auf das sich "Die Anstifter" eingelassen haben. Die Studi-Gruppe existiert seit fünf Jahren. Ihr letztes Stück war "Die Troerinnen des Euripides" von Sartre. Mit "Spiel's nochmal, Sam." wagen sie sich an ihre erste Komödie. Eines war ihnen dabei von Anfang an klar: "Wir wollen nicht Woody Allen nachahmen, sich selbst spielen kann er besser." Stimmt. Doch ein Allen-Stück lebt nun mal von Woody Allen und entweder ahmt man ihn perfekt nach, oder geht das Stück auf eine völlig andere Art an. Leider geschieht in der Inszenierung der "Anstifter" keines von beiden.

Das Talent der Gruppe liegt auf jeden Fall bei der Schauspielerei. Daß der Hauptdarsteller Raphael Utz zu Beginn der Aufführung schwer mit seiner Nervosität zu kämpfen hatte, schadet der Rolle kein bißchen. Sobald er das überwunden hat, braucht er den Vergleich zum Original nicht zu scheuen.

Dasselbe gilt für Allens imaginären Ratgeber Humphrey Bogart. Mit dem Glas in der Hand und der Zigarette im Mundwinkel trifft Dominik Schäfer Bogarts einzigen, tiefgekühlten Gesichtsausdruck zu hundert Prozent.

Ein ganz anderer Charakter ist dagegen Dick Christie, Allens Freund, ein unermüdlicher Geschäftsmann, der sich öfters mit seinem Handy als mit seiner Frau abgibt. Sascha Gass spielt den Part so überzeugend, daß man dauernd das Gefühl hat, ein streßbedingter Herzanfall könnte ihn im nächsten Augenblick ereilen.

Alles in allem: eine lockere anspruchslose Komödie. Ein Woody-Allen-Plädoyer dafür, daß Gott die Frau schuf, um dem Mann das Leben schwer zu machen.

Sam spielt's nochmal am 4., 5., 7. und 8. Februar um 19:30 Uhr im

*Karlsruhbahnhof (TIKK-Theater). Der Eintritt kostet 15.-, für Studis 10.-
Mark. Kartenvorbestellung unter 06221 / 97 89 24.*

(st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Einwurf

Sehr unqualifiziert

Mutwillig dem Zusammenhang des Woody-Allen-Theaterstückes entrissene Zitate werden von zwei Frauen zerfleischt. Ohne Herz und ohne Verstand.

"Weiber sind primitiv!" Möglicherweise glaubt der Autor selbst daran - wir nicht. Das könnte zum einen daran liegen, daß wir parteiisch, weil Frauen sind, auf der anderen Seite sind wir auch Journalistinnen, die sich der Objektivität verpflichtet fühlen, und haben daher Recht.

"Der Höhepunkt meiner sexuellen Potenz war vor zehn Jahren." Genau das ist Dein Problem, Allen. Wäre dem nicht so, dann hättest Du jetzt etwas anderes zu tun und müßtest Deine sexuellen Dysfunktionen nicht kompensieren.

"Für mich war Sex immer etwas Wundervolles und Natürliches, das man so oft und intensiv wie nur möglich genießen sollte." Ein Plädoyer für das Vorspiel.

"Ich liebe platonische Beziehungen. Da gibt es viel weniger Konflikte." In Anlehnung an die alte Frage, die schon Harry und Sally beschäftigte: Geht das überhaupt? Um diese Ausführungen mit praktischen Lebensweisheiten anzureichern, sei dem Leser hier ein optimistisches "Ja" entgegengeworfen. Bei genauerer Überlegung sollte pragmatischer Realismus für ein relativierendes "im Prinzip schon" sorgen. Das obligatorische "aber" entsteht durch zwischengeschlechtliche Kommunikationsschwierigkeiten (Männer sind seltsame Wesen). Männliche Logik ist beispielsweise, aus einem gemeinsamen Kinobesuch zu schließen, daß "sie" an mehr interessiert ist als an dem Film. (Merke: Kino gehen = Nimm mich, ich bin willig).

"Du mußt mir versprechen, mich ins Bett zu bringen, wenn ich anfangs nackt zu tanzen." Nackte Männer sind eine Welt für sich - vor allem, wenn sie ihre Socken anlassen.

"Frauen sind ganz wild auf Champagner. Er macht sie total scharf." Alkohol benebelt die Sinne, so daß es manchmal gelingt, die nackte Realität zu verdrängen.

"Du armes Ding. Was mußt Du gelitten haben, mich so zu begehren." So klingt männliche Arroganz. Vielleicht ist sie der Schlüssel zu der unbegreiflichen Ignoranz mancher Männer, wenn es darum geht, einen Korb als einen solchen zu erkennen beziehungsweise anzuerkennen. Frauen beantworten Annäherungsversuche gerne mit einem leisen "Nein, danke!". (Mann denkt: Unwillige Frau ist willenlos). Als weiteren Beweis der Kommunikationsschwierigkeiten zwischen den Geschlechtern gelingt es manchen Männern mit bemerkenswerter Eleganz ("Willst Du mit mirgehen?") überflüssige Peinlichkeiten zu schaffen.

"Ich bin doch kein Lustmolch." Molch (westgermanisches Stammwort), der, -es/-e, 1) Gruppe der Schwanzlurche. 2) (scherzhafter Ausdruck) netter Kerl, Mensch, seltener: Ekel, Scheusal.

"Ich habe mich wie ein Mann gefühlt." Unschwer zu erkennen, daß diese Bemerkung eine aufregende Liebesnacht beschließt. Möglicherweise führte die Überanstrengung zu einer Kollaboration des

Wahrnehmungsapparates, die sich in halluzinogenen Symptomen äußerte.

"Frauen neigen zur Gewalt." Wir? - Unsinn, die weibliche Sozialisation ist im allgemeinen durch eine Betonung der emotionalen Entwicklung geprägt. Wer etwas anderes behauptet, wird geschlachtet. (Haut abziehen und Salz drauf)

"Weißt du Junge, es gibt noch mehr im Leben ausser Weibern." - Stimmt: Männer!

P.S.: Hoffentlich hat unser Leser so viel Humor, um zu verstehen, daß wir verstanden haben, wie Allens Humor zu verstehen ist.

(bak, st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Bis zum Horizont und weiter

2/4 rupis - ordentlich

Die neueste deutsche Kinokomödie von Regisseur Peter Kahanes beginnt damit, daß die Kleinkriminelle Katja von der Richterin Beate Nelken, nachdem sie gegen ihre Bewährungsstrafe verstoßen hatte, zu vier Jahren Haft verurteilt wurde. Damit ist ihr Verlobter, der Baggerführer Henning (Wolfgang Stumph) aber nicht ganz einverstanden. Also entführt er kurzerhand die verantwortliche Richterin, um die Freilassung seiner Geliebten zu erzwingen. Als Versteck für die Geisel dient ihm dabei der Hof seiner hasenzüchtenden Mutter.

Katja gelingt jedoch durch die Mithilfe einer ihrer Zellengenossinnen (Sissi Perlinger) die Flucht. Sie macht sich gleich auf den Weg zu Henning. Die Polizei entdeckt das Versteck des Entführers natürlich bald. Henning weiß allerdings immer noch nicht, daß seine Verlobte ausgebrochen ist. Das große Verwirrspiel beginnt.

Dieser Film gehört, trotz netter Story und teilweise gut platzierter Gags, sicher nicht zu den absoluten Glanzlichtern dieses Genres; man hat schon Besseres gesehen.

(fu)

Schweinchen Babe, Teil 2 (3)

3/4 rupis - kann einiges

Babe ist ein Schwein mit einer Mission: Es muß die Farm retten! Dazu ist Geld nötig, und das soll das preisgekrönte Schäferschwein mit einem Auftritt in der Stadt verdienen. Durch einen verpaßten Anschlußflug landet es jedoch statt auf der Agrarschau in einem heruntergekommenen Hotel, in dem in erster Linie Tiere wohnen.

Hier erfährt der rosige Held auf vier Hufen jedoch schon bald, wie hart und unfair das Stadtleben sein kann. Doch mit Herz und Rüssel übersteht das tapfere Ferkel alle Widrigkeiten, vereint Katzen und Hunde und befreit seine neuen Freunde sogar aus den Fängen der Tierversuchs-Mafia.

Das Babe-Sequel besitzt zwar nicht mehr den Charme des ersten Teils, macht diesen Makel aber durch andere Qualitäten wett. Die action- und temporeiche Komödie verbindet gekonnt groteske Slapstickeinlagen mit leisem und hintergründigem Humor. Einige wirklich tragische Momente verhindern, daß der Film zu albern und überdreht daherkommt.

Deutlich erkennbar ist dabei die Handschrift von Regisseur George Miller, der auch für die Mad Max Trilogie verantwortlich zeichnet. Das Großstadt-Szenario ist ebenso surreal wie düster, und die Stadttiere sind desillusionierte Einzelkämpfer, die den Glauben an das Gute in der Welt längst verloren haben.

Der Film ist also nicht (nur) für Kinder ein Vergnügen, zumal Miller ausgiebig aus der jüngeren Kinogeschichte zitiert und so nebenbei noch ein Ratespiel für Cineasten erschafft. Wer sich für den "schweinischen" Filmspaß noch nicht zu erwachsen fühlt, der wird am Ende wohl das Urteil von Farmer Hogett teilen: "Gut gemacht, Schwein!"

(alt)

Seite an Seite

1/4 rupis - gar nicht mal so gut

Susan Sarandon, Julia Roberts und Ed Harris in einem Film: Ein großes Staraufgebot, das Chris Columbus ("Mrs. Doubtfire") für sein Melodram zur Verfügung hatte. Doch "Seite an Seite" ("Stepmom") zeigt es wieder: Selbst die besten Schauspieler machen aus einer schlechten Story keinen guten Streifen. Isabel (Julia Roberts) ist die junge Geliebte von Luke (Ed Harris) und erfolgreiche Werbefotografin.

Bei Jackie, Lukes Ex-Frau, leben die beiden Wildfänge Anna und Ben. Die regelmäßigen Wochenendbesuche beim Vater und dessen Freundin nutzen diese, um ihrem Ärger über die Scheidung der Eltern Luft zu verschaffen. Die pädagogisch unerfahrene Isabel ist für die Attacken der beiden Satansbraten das gefundene Fressen, zumal Jackie die Antipathie der Kinder durch bissige Kommentare über Isabel noch verstärkt. Die Situation ändert sich, als Jackie an Krebs erkrankt und einsehen muß, daß ihre Zeit auf Erden bald vorbei sein wird. Man rauft sich zusammen und erreicht die Idealfamilie mit geteilter Mutterschaft: Jackie ist Hüterin der Vergangenheit und Isabel Mutter der Zukunft.

Und wieder hat ein Hollywood-Märchen zum guten Ende gefunden, kann der Zuschauer beruhigt die Tränen trocknen und sich freuen, daß die Welt doch nicht so schlecht ist, wie zunächst befürchtet. Ein Film, der sich beständig an der Kitschgrenze bewegt, aber nicht durchgängig langweilt, was zu einem großen Teil Liam Aiken als Ben zu verdanken ist, der zeitweise kindliche Frische zur Geltung bringt.

Schwache Dialoge und ausgedehnt übertriebene Rührszenen liefern im Ganzen eine eher bescheidene Tragikomödie.

(ko)

Alive & Kicking

3/4 rupis - empfehlenswert

"Indian Summer": Das ist der Name eines Tanzstücks, das Tonio einstudiert, zusammen mit Luna, der Choreographin der Kompanie. Tonio, der leichtfüßige, freche Tänzer, übernimmt dabei die Hauptrolle des Stücks. Eine Probe folgt der anderen, Tonio arbeitet hart. Sein Leben, das ist der Tanz, die Schule, in der er trainiert und die Tanzgruppe. Der Tod eines berühmten Choreographen - er stirbt an Aids -, überschattet die Arbeit der Tanzgruppe. Die Beerdigung aber bringt auch Gutes: Tonio lernt Jack kennen. Eine intensive und romantische Geschichte nimmt ihren Anfang.

Der Tag der Premiere nähert sich, dem Tänzer geht es schlecht. Tonio ist HIV-positiv, und ausgerechnet jetzt bricht die Krankheit aus. Er kann sich nicht bewegen, nicht tanzen. Doch "Indian Summer" hat eine enorme Bedeutung für ihn. Sein Eifer und Engagement für den Tanz bringen ihn dazu, doch noch auf die Bühne zu gehen, trotz seiner schweren Krankheit. Aber dort steht dann eigentlich nur ein Körper, den er kaum noch kontrollieren kann. Die Vorstellung ist ein ungewöhnlicher, berührender Anblick. Zusehends verschlechtert sich Tonios Zustand. Was ihn allerdings nicht daran hindert, mit Jack zu streiten.

Es ist eine dramatische Geschichte, die mit wenig Gefühlsduselei und sehr realistisch inszeniert wurde. Die beherrschenden Themen sind Aids und Homosexualität. Beides wird unter einem sehr subjektiven Gesichtspunkt betrachtet, der den Zuschauer gefangen nimmt, ihn in die Welt einführt, in der die Personen des Films leben, und deren zwischenmenschliche Verstrickungen aufzeigt.

(id)

Pyogenesis

Mono ... Or will it ever be the way it used to

Preisfrage: Was haben "Pyogenesis" und "Liquidó" gemeinsam? ...
Na? ... Also gut, ich sag´s Euch: Tim Eiermann (Gesang, Gitarre) und
Wolle Maier (Schlagzeug)!

Die beiden Liquidó-Musiker spielen bei der Dreier-Combo mit. Trotz
dieser Tatsache ist das bereits 1997 veröffentlichte Album "Mono...or
will it ever be the way it used to be" von Pyogenesis eine Sache für
sich, die ihre selbstgestellte Frage mit einem klaren "ja" beantwortet:
Alles bleibt so, wie es ist, denn neu ist das Ganze wirklich nicht, was
Pyogenesis auf dieser Platte abliefern.

Dennoch servieren die drei Plastik-Rocker gewohnt guten, sauberen
Gitarrenrock. Ihre zuletzt veröffentlichte Single "Drive me down",
welche für mich der beste Song auf dem gesamten Album ist, durfte
natürlich nicht fehlen. Aber auch der Rest ist nicht zu verachten. So
sind zum Beispiel auch Lieder wie "Fake it", "She´s the bomb" oder "I
thought I" durchaus erwähnenswert.

Ohne die obligatorische Coverversion kommt heutzutage kein Album
mehr aus. In diesem Fall haben sich Pyogenesis für den Hit "Africa"
von Toto entschieden, was meiner Meinung nach eine sehr gute
Entscheidung war, da sie den eingestaubten 80er Jahre-Song recht
interessant neu interpretieren.

Anbetracht dessen ist der fehlende Neuigkeitsfaktor der Platte kein
wirklicher Grund, sich dieses Album nicht zu kaufen.

Zum Schluß noch eine wichtige Insiderinformation: Aus sicherer Quelle
habe ich erfahren, daß Tim Eiermann und Wolle Maier vor kurzem aus
der Band ausgestiegen sind und sich nun nur noch um Liquidó
kümmern wollen! Sie wurden bereits durch andere Musiker ersetzt,
aber was sich daraus entwickelt, bleibt abzuwarten.

(fu)

Anne-Sophie Mutter

Beethoven. Die Violinsonaten

Auf vier CDs interpretiert Anne-Sophie Mutter, begleitet von Lambert Orkis am Flügel, das Gesamtwerk der Sonaten für Piano und Violine von Ludwig van Beethoven. Es sind Live-Aufnahmen ihrer Welttournee. Laut Mutter braucht diese Musik, um gut gespielt zu werden, eine weitere Passion: die Zuhörer. "Die atemlose Stille des Publikums ist der Nährboden, auf dem die musikalische Saat erst aufgeht."

Nun haben schon vor Anne-Sophie Mutter viele Violinisten bzw. Violinistinnen Beethovens Violinsonaten gespielt: Anne-Sophie Mutter ist allerdings die erste, die alle Sonaten in einer chronologischen Reihenfolge spielt. Der Hörer bekommt so einen Einblick in die stilistische Weiterentwicklung Beethovens. Er war der erste Komponist, der der Violine im Verhältnis zu anderen Instrumenten eine gleichwertige Stimme verlieh. Die ersten drei Sonaten sind noch eher eine Herausforderung für den Pianisten.

Erst in den folgenden Sonaten merkt man, daß die Violine stärker betont wird. Der Hörer spürt, wie in der vierten Sonate die Wechselwirkung der Instrumente deutlich wird. In der sechsten Sonate sind die beiden Instrumente schließlich endgültig gleichberechtigt.

Beethovens Weiterentwicklung wird in den Sonaten erst richtig deutlich. Anne-Sophie Mutter, die auf "Lord Dunn Raven", einer ihrer Stratavaris, spielt, ist eine wunderschöne Interpretation gelungen, in der auch fünfzehn Lebensjahre Beethovens nachgezeichnet werden.

(avon)

Liquido

Liquido

Jeder, der in den letzten Wochen Radio oder Musikfernsehen konsumiert hat, weiß: es gibt einen neuen Stern am deutschen Musikhimmel. Die vier Heidelberger Jungs von Liquido sind in aller Ohren. Ihre Single "Narcotic" hat bereits Platin eingespielt und die Musikwelt, gespannt auf die Veröffentlichung des Debütalbums, fragt sich: Sind Liquido nur eine musikalische Eintagsfliege, ein typisches One-Hit-Wonder, oder können die vier Jungs aus Heidelberg etwas Gleichwertiges nachlegen?

Angefangen hat alles mit einem Demo-Band von "Narcotic", das, anstatt in den Archiven der Radiosender zu verstauben, von vielen Hörern begeistert aufgenommen wurde. Der Song landete in den Regalen einer namhaften Drogeriemarkt-Kette, bevor überhaupt professionelle Aufnahmen stattgefunden hatten.

Seit ein ein paar Tagen nun liegt die CD in den Geschäften, doch der ganz große Wurf ist Liquido mit ihrer gleichnamigen Scheibe nicht gelungen. Von der Band selbst als Pullunder-Pop (wahlweise auch Post-Grunge-Pre-Indie-Britpop) bezeichnet, erinnern einige Titel tatsächlich an Bands wie die Smashing Pumpkins ("Wake me up"), Soundgarden ("I won't try") oder Wheezer ("Click Lesley"), ohne jedoch mit den Originalen mithalten zu können.

Wer auf einen angemessenen Nachfolger von "Narcotic" gewartet hat, könnte enttäuscht werden. Der Rest des Albums bietet dem Pop- und Mainstreammarkt wenig Absatzpotential an. Wer aber weniger nach Chartmusik sucht, kann auf seine Kosten kommen. Auch wenn Liquido noch in den Kinderschuhen stecken, sollte man sie angesichts ihres unverkennbaren Talents nicht aus den Ohren verlieren!

(col, mi)

Michel Petrucciani

Live in Germany

Mit gerade mal 36 Jahren verstarb Anfang Januar der französische Jazzpianist Michel Petrucciani. Einen tiefen Eindruck hinterließ er stets bei seinen Solo-Konzerten, von denen einige auch auf CD herausgebracht wurden. Auch sein Konzert am 27. Februar 1997 in der Alten Oper in Frankfurt ist seit letzten Oktober erhältlich.

Es sollte die letzte Solo-CD sein, die zu seinen Lebzeiten in Deutschland auf den Markt kam. Doch nicht nur deshalb ist sie etwas Besonderes. Sein brillantes, lyrisches Spiel zieht den Hörer von den ersten Anschlägen an in Bann und läßt ihn bis hin zum rasanten Medley "She did it again/Take the A Train" nicht mehr los.

Finally he took the last train and couldn't do it again.

(col)

Schlecht geklont

Der neue "Spirou und Fantasio"

Jahrelang mußten Fans auf neue Abenteuer des Pagen und Reporters warten - Anfang diesen Jahres war es endlich so weit. Mit großem Werbeaufwand wurden die Leser jedoch früh auf das Unausweichliche vorbereitet: "Jagd auf Spirou", mittlerweile der 44. Band von Spirou und Fantasio (S&F), erschien in einem komplett geänderten, der heutigen Zeit angepaßten Stil und mit einer Story, die mit ihrem aktuellen Inhalt überrascht.

Verantwortlich oder besser schuldig sind das Gespann Tome als Texter und Janry als Zeichner, komplettiert werden die beiden durch St. Debecker, der für die triste Kolorierung verantwortlich ist.

Tome und Janry standen vor einem gewaltigem Berg, als sie die Serie übernahmen. Schließlich war es kein geringer als die Comic-Legende André Franquin, der mit seinem Stil nicht nur S&F, sondern ganze Generationen geprägt hatte. Franquin war der dritte Zeichner der Serie, und erst durch seine neu zugefügten Figuren, wie das Marsupilami oder Graf von Rummelsdorf und seinen Stil erreichte die Serie ihren Höhepunkt. Als sich Franquin wegen chronischer Überarbeitung (er zeichnete bis zu drei Serien gleichzeitig) und schwerer Erkrankung von S&F verabschiedete, übernahm Jean-Claude Fournier die Serie, behielt aber deren typischen Stil sowohl inhaltlich als auch in der künstlerischen Gestaltung bei.

Nach Fournier übernahm Raoul Cavin mit dem inzwischen verstorben Nic Broca für wenige Alben die Serie. Tome und Janry feierten mit Band 31 ("Das geheimnisvolle Virus") ihren Einstand in der Serie, verblieben dabei jedoch im gewohnten cartoonartigen Stil, der nie an der Realität orientiert war, sondern am Humor der Serie. Hierin liegt der Knackpunkt des neuen S&F: er ist definitiv kein "Funny" mehr, sondern versucht den Leser mit seiner "spannenden" Story zu fesseln. Aber welcher eingefleischte S&F-Fan will das schon? Der einzige Witz in der Serie bezüglich der unbekanntenen Vornamen der beiden Helden kann das Ruder nicht mehr herumreißen, vor allem nicht im Zusammenhang mit Steffanis - Entschuldigung, Sophies - ebenso sinnlosen wie verwirrenden Namenswechseln.

Ich will den beiden Künstlern nicht vorwerfen, ungeeignet für die Serie zu sein, denn die beiden sind schon länger mit dem S&F-Universum vertraut. Tome textete bereits die Stories für den "Kleinen Spirou", während Janry und Gazzotti für die Zeichnungen verantwortlich waren. Gemeinsam mit letzterem bringt Tome ja beim Carlsen Verlag auch eine eigene Serie ("Soda") heraus, welche die Kriminalgeschichten eines Priesters erzählt. Hier kann sich Tome auch mit seinen Stories austoben, wobei man ihm dabei einige spannende Krimis bescheinigen muß. Ein S&F dagegen hat aber in erster Linie ein Funny zu sein - nicht, um krampfhaft an überholten Traditionen festzuhalten, sondern um den Charakter der Serie zu wahren.

Wenn ich einen S&F lese, möchte ich eine witzige und kuriose Geschichte vorfinden, ein Feuerwerk an Gags, wie die unvergessenen Bände "Marilyn ist nicht zu stoppen" und "Ein Dorf sieht schwarz", mit welchen Tome und Janry zeigten, daß sie durchaus der Nachfolge Franquins würdig sind.

Letztendlich kann man, gerade als Spirou-Fan, den Band nur als eher dürftigen Comic-Thriller bezeichnen. "Jagd auf Spirou" ist kein klassischer S&F, er ist nicht einmal ein guter Comic, dafür sind Inhalt und Stil einfach zu schlecht. Mit dunklen Hintergründen, einer haarsträubenden Story und einem nicht ausgereiftem Zeichenstil kann man die Herzen von Spirou-Fans nicht gewinnen.

(jr)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Leserbriefe

Leserbrief zum Artikel "Rumänien träumt noch" ruprecht Nr. 49

Sehr geehrte Frau Heidenreich!

Mit Interesse habe ich Ihren Bericht über Rumänien in Ruprecht 49 online gelesen. Dieser hat mir bis zum vorletzten Abschnitt gefallen.

Hier behaupten Sie, daß Rumänien mit Hilfe seiner Bodenschätze wirtschaftlich weiterkommen könnte. Sicher ist das Gegenteil richtig, der Bergbau hat u.a. das Land in den Ruin getrieben. Auch der Ausbildungsstand ist fragwürdig. Zum einen habe ich das selbst bei Hospitationen gesehen, zum anderen gehört Rumänien zu den Entwicklungsländern, die aus dem EU-Raum ständig Lehrmittel bekommen.

Sicher haben sich in Rumänien geistige Größen aufgehalten, wie in jedem Land. Viele von ihnen haben das Land bereits in jungen Jahren verlassen. Das größte Unglück für Rumänien aber ist die darbende Landwirtschaft, die unter kommunistischer Herrschaft keine Investitionen tätigen durfte (s. Rentenkapitalismus).

Heute ist die Flur so zersplittert, daß schon die nächste Generation nicht mehr damit auskommen kann. Das ist besonders tragisch, denn die Agrargunst ist einer der wenigen Vorteile, die dieses Land hat.

Vor hundert Jahren hat leider das Land nicht geblüht. Das Land und die Nation waren gerade ein paar Jahrzehnte alt. Die wirtschaftlich entwickelten Teile diesseits der Karpaten kamen 1921 zu Rumänien und nahmen ab dann am allgemeinen Abwärtstrend teil. Jüngst hat ein Wiener Institut vom Teufelskreis der Selbstzerstörung in Rumänien berichtet.

Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, Sie zu belehren. Aus meiner Erfahrung von 8 Jahren Hilfe für Rumänien denke ich, daß der letzte Absatz Ihres Berichtes dazu verwendet werden könnte, dem Land zu schaden. Daß Sie das nicht wollen, zeigen Sie sehr deutlich.

*Mit herzlichem Gruß,
Matthias Schenkel*

Leserbrief zum Artikel "Offene Bühne" jeden Monat im ruprecht Nr. 57

Ein "Armutzeugnis" stellen Torsten Siche und Matthias Paul vom Romanischen Keller den subventionierten Theatern in Heidelberg aus, weil sie angeblich nicht in der Lage seien, "alternative Kulturgeschichten" wie die "Offene Bühne" ins Leben zu rufen. Zitat: "Wir sind das erste Theater hier in Heidelberg, das eine offene Bühne bietet."

Sehr vollmundig, sehr rebellisch, sehr innovativ, aber leider falsch. Der zwingen3 hat jahrelang mit Veranstaltungsreihen wie "Kwatschothek" und "Junge Dichter schlagen zu" genau jenes Konzept verfolgt, das jetzt als erstmalig in Heidelberg gefeiert wird. Beide Veranstaltungsreihen sind - vorübergehend - abgesetzt worden wegen mangelnder Qualität und vor allem stark nachlassender Resonanz.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Wir schätzen die gute Nachbarschaft zu engagierten Theatermachern wie Siche/Paul und wünschen der Offenen Bühne im Romanischen Keller für die Zukunft

mehr Erfolg als bei der ersten Auflage.

Christian Schönfelder, Dramaturgie

Leserbrief von einem Ex-ruprechtler

Hallo Ihr ehemaligen MitstreiterInnen!

Begeistert von der aktuellen Ausgabe, schicke ich Euch ein paar Grüße aus der fernen, bösen Welt des freien Arbeitsmarktes. Seit Mai 1998 bin ich Volontärin beim Hamburger Lokalfernsehen "Hamburg 1". Hier werde ich als sogenannte Videojournalistin ausgebildet. Das bedeutet: Mädchen für alles, was beim TV so anfällt. Meine gebüffelten Ablautreihen habe ich alle schon vergessen. Nur die Layoutwochenenden mit ruprecht habe ich noch in bester Erinnerung!

Macht weiter so - Eure HD-Heimweh-gebeutelte Leserin und EX-Mitarbeiterin, Anja

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 58

Personals!

Das schreckliche Genie

jr! Doom? Ist das nicht dieses schreckliche Spiel, bei dem man sich gegenseitig abknallt? - stw

stw! Ich war einer der ersten Besitzer in Deutschland! - jr

jr! Und darauf bist du stolz? - stw

stw! Mit Originalverpackung! - jr

stw! So etwas kann nur eine Frau sagen. - jr

ko! Schon mal was von AIDS gehört? ... Tüten sind Kondome für Bücher! - kw

alle! Strapsenfrau, die hab ich vorhin ganz schön nachbearbeitet - papa

papa, col! ... aber Ihr könnt es trotzdem gerne kürzen. Dann verkauf ich´s halt dem Spiegel! - kw

stw! Paß auf die unsichtbaren Layoutelemente auf. - st

papa! Die Mädels surfen die Webseiten mit nackten Männern ab. - gan

alle! Warum sagt mir denn keiner, daß ich den Namen immer falsch geschrieben habe? - st

st! Was ich dir noch sagen wollte, du hast den Namen falsch geschrieben! - papa

alle! Füllt die Personals auf. - st

st! Womit auffüllen? - jös

jös! Hier reden eh alle so viel Blödsinn. - st

st! Das finde ich gut! - ko

ab! Guck mal: ---. Ätsch!!! - kw

kw! Was soll das? - jös

gan, jr! Beschränkt doch all eure Löschkaktivitäten auf Feuer und Durst. - papa

alle! Ich konnte das ganze Wochenende nicht. - gan

gan! Du bist halt kein richtiger Mann - bw

alle! Ich bin ein Genie - glaube ich. - bak

Impressum der Ausgabe 58

ruprecht, die Heidelberger Student(inn)en Zeitung, erscheint dreimal im Semester, jeweils Anfang Mai, Juni, und Juli, bzw. November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht *ruprecht* als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. MitarbeiterInnen und RedakteurInnen sind willkommen; die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften in der Lauerstr. 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung.

V.i.S.d.P.: Barbara Keller, Spitalstr. 44, 69214 Eppelheim

Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr.1, 69117 Heidelberg, Tel./Fax 06221/542458

E-Mail: ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Druck: Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main

Auflage: 12.000

Graphik: jr, papa

Werbelayout: jr, papa

Finanzen: st, id

Die Redaktion: Alexej Behnisch (ab), Christian Collet (col), Inmaculada Darias (id), Marc Goergen (mg), Katharina Hausmann (kh), Martina Imkeller (mi), Barbara Keller (bak), Claudia Kölbl (ckg), Carola Leube (cl), Christine Maltzahn (cma), Gabriel A. Neumann (gan), Harald Nikolaus (hn), Katrin Osterkamp (ko), Patrick Palmer (papa), Jannis Radeleff (jr), Esther Schalott (et), Jörn Stegmeier (jös), Sandra Thoms (st), Stephanie Vetter (sv), Andreas Vonderheit (avon), Stefanie Wegener (stw), Klaus Werle (kw), Bernd Wilhelm (bw)

Freie Mitarbeiter(innen): Christian Altmeier (alt), Jochen Brenner (job), Lydia Dummert (lsd), Till Jung (tj), Stephan Kamps (sk), Matthias Katzer, Nina Luttmer (nal), Thomas Reintjes (thor), Friederike Umminger (fu)

Red.-Schluß für Nr. 58: 30.04.1999

ISSN: 0947-9570

ruprecht im Internet: <http://ruprecht.fsk.uni-heidelberg.de>

Ey!

HManchmal, wenn der Rémy Martin zur Neige geht und wir gerade Seinfeld verpaßt haben, blättern wir Narzisse unsere alten Kolumnen durch, mit denen wir einst gesellschaftliche Anerkennung errangen. Doch anstelle eines munter dahinplätschernden Bächleins voller glitzernder Prosajuwele erwarten uns nichts als banale Belanglosigkeiten und eitles Geschwätz, in präventöse Metaphern und aufgeblasene Syntax gegossene Selbstbefriedigung. Weil Narzisse Frustrationen doof finden, rufen wir eine gute Freundin an und sprechen wie folgt: "Du, können wir reden?" Und dies sind die überaus raren Momente im maskulinen Dasein, da dieser Satz voll heiliger Wahrhaftigkeit ist.

Dann nämlich sitzen wir deprimierten Kolumnisten mit unserer guten Freundin Stepranki Tramok in der guten Stube, trinken mit Wildblütenhonig gesüßten Tee und klagen ihr unser Leid, während Radio Regenbogen ein Einsehen hat und die melancholische Stimmung stilsicher mit I like Chopin untermalt. Der Ehrlichkeit halber müssen wir gestehen, daß wir in anderen Situationen durchaus nicht blind sind für andere Qualitäten außer "Zuhören können", über die Stepranki auch verfügt, vor allem im Sommer am Baggersee. Doch macht es eben den Zauber der Wildblütenhonigtee-Momente aus, daß wir einmal nicht dem männlichen Klischee entsprechen und jede Kleinigkeit zu unserem Vorteil nützen müssen. Stepranki legt die Füße hoch und zeigt eine Menge Bein? Wir klagen über unsere Schreibblockade. Stepranki hat Tee verschüttet und während sie sich zum Aufwischen bückt, verrutscht ihr ohnehin frappierend kurzer Rock? Wir bejammern die Ungerechtigkeit der Welt. Stepranki hebt ihre Bluse leicht an und fragt, ob ihre Hüften zu breit sind? Wir verneinen knapp und bemitleiden uns selbst ob unseres verpfuschten Lebens.

Wenn schließlich nachts um drei der Wildblütenhonig alle und Radio Regenbogen zu härtestem Techno übergegangen ist, geleiten wir Stepranki zur Tür und danken ihr artig fürs nette Zuhören: "Du, das hab ich wirklich gebraucht." Angebotene Abschiedsküsse lehnen wir mit matter Gebärde ab: "Du, sei mir nicht böse, aber mir ist jetzt nicht danach." Dann schließen wir die Tür, legen uns ins Bett und löschen das Licht. Heut war ich Mensch, heut durft' ich's sein.

(kw)

Hilde singt: "I will Sex"

Wirtin und Sängerin lebt abseits vorgefertigter Bahnen

Hilde Schwenk ist eine Lebenskünstlerin, die auch in scheinbar ausweglosen Situationen niemals den Humor verliert. Generationen von Heidelberger Studenten fanden in ihren Kneipen ein zweites Zuhause, nun drängt die umtriebige Gastronomin auf die Bühne. Mit ihrer Lebensphilosophie will sie vor allem jungen Menschen zeigen, daß man ruhig auch mal ein bißchen anders sein kann als die breite Masse.

Der Gastraum von "Hildes Hellebäch'l" versprüht den Charme der fünfziger Jahre: Möbel, Theke und auch die Jukebox an der Wand erinnern an die Zeit von Wirtschaftswunder und Petticoat. Doch vergangenen Zeiten nachzutrauern käme Hilde überhaupt nicht in den Sinn: "Das Leben findet ausschließlich in der Gegenwart statt", ist ihre erste Reaktion, als ich sie bitte, ein wenig von ihrer Vergangenheit zu erzählen. Sie möchte nicht zu den Leuten gehören, die immer nur von früher reden und glauben, daß damals alles besser war.

"Alt wird man im Kopf", findet Hilde, und so verwundert es nicht, daß die junggebliebene 57jährige eine CD mit dem Titel "I will Sex" herausgebracht hat. Diesen Aufruf will sie allerdings nicht wörtlich verstanden wissen, sondern als Appell, sich nichts vorschreiben zu lassen und sein Leben nicht nach Konventionen und der Meinung anderer auszurichten.

Diese Überzeugung hat Hilde auch in ihrem eigenen Leben beherzigt. Nach Heidelberg kam sie 1968, um der Ehe zu entgehen: "Die Männer wollten damals immer gleich heiraten, aber ich bin keine gute Hausfrau und will mich einem anderen Menschen nicht anpassen. Damit kommt kein Mann klar!" Also zog sie es vor, von ihrem damaligen Wohnort Stuttgart nach Heidelberg weiterzuziehen.

Doch bereits ihre Ankunft gestaltete sich chaotisch: Die angemietete Wohnung war nicht frei, der Möbelwagen mußte noch am selben Tag nach Stuttgart zurück. Schließlich blieb Hilde nichts anderes übrig, als ihre kompletten Möbel auf der Straße zu verschenken und mit ihren beiden Kindern zu ihrem Bruder zu ziehen, der in einem 1-Zimmer-Appartement wohnte.

Besser gelang ihr der Start in die Heidelberger astronomie: Zunächst kellnerte sie in der Altstadt, wo sie durch ihre offene Art schon bald überall bekannt war. Als ihr Bruder 1973 die Gaststätte "Gilbert" in Handschuhsheim übernahm, machte sie sich auf, "den verschnarchten Stadtteil ein wenig zu entschläfern." 1980 kam sie dann zu ihrem ersten eigenen Lokal, dem "Löwen", ebenfalls in Handschuhsheim. Wo vorher eine heruntergekommene Schläger-Kneipe war, hat Hilde "ein bißchen kreativ herumgekocht" und so ein gut besuchtes Speiselokal daraus gemacht.

Doch was ihr fehlte, war eine Bühne. Das kulturelle Angebot in Heidelberg fand sie armselig, besonders für Leute mittleren Alters wurde ihr zu wenig geboten. Daher eröffnete sie 1990 "Hildes Hellebäch'l", wo sie jeden Sonntag den "Heidelberger Jazz-Frühschoppen" veranstaltete, aber auch mit Rock, Pop oder Comedy aufwartete.

Auch Hilde selbst war immer häufiger auf der Bühne zu finden. Ihre musikalische Karriere hatte bereits Mitte der 80er Jahre mit einer Session für den "Heidelberger Herbst" begonnen. Begeistert von einer Initiative der Stadt, im Heidelberger Herbst wieder vermehrt Bühnen statt Verkaufsständen anzusiedeln, erfand Hilde das Instrumental-Karaoke. Sie trommelte ein paar fähige Musiker zusammen, die jungen Nachwuchstalenten aus dem Publikum anboten, mit ihnen zusammen zu spielen. Zahlreiche Gitarren-, Schlagzeug- oder Keyboardanfänger kamen so zu ihrem ersten öffentlichen Auftritt, und die Aktion wurde zu einem Publikumsmagneten, der in den folgenden Jahren auf immer größeren Plätzen angesiedelt wurde.

Anfangs nur in privatem Rahmen versuchte sich Hilde dann als Sängerin der Band, die sich daraufhin "Hilde and the Hitmakers" nannte, und bald auch Auftritte in der Region und darüber hinaus absolvierte. Mit Stücken wie dem "Longlife-Lolly" Song, der vom Kauf eines Dauerlutschers erzählt, wollten sie bei ihren Zuhörern vor allem für gute Laune sorgen. Kurz vor ihrem ersten Radio-Auftritt zerbrach die Band jedoch und wurde von Hilde daraufhin in neuer Besetzung wieder ins Leben gerufen.

Mit ihrer Musik findet sie besonders bei jüngerem Publikum Anklang, daher sagte sie auch nicht nein, als ihr der Musikkanal Viva einen Auftritt bei "Vivasion" anbot: "Jeder hat mich gewarnt: Geh´ bloß nicht zu Stefan Raab, der macht Dich fertig. Aber der Stefan ist eigentlich ein schüchterner und sehr wohlzogener Junge!". Bei VIVA, sagt Hilde, habe sie sich auf Anhieb wohlfühlt, denn die Leute dort seien alle jung, offen und freundlich gewesen.

Ganz anders dagegen beim SWR: Dort habe der Intendant mit ihrem Sex-Song gar nichts anfangen können. Für Hilde ist der Fall deshalb klar: "Schmeißt die alten Ärsche von ihren Stühlen. Ihr seid die Zukunft!", lautet ihre Botschaft an die Jugend. Nachdenklich macht Hilde, daß die Offenheit der Menschen immer mehr verlorengehe: "Die Leute reden nicht mehr miteinander, gehen nicht mehr aufeinander zu. Aber das gibt es bei mir nicht!" Notfalls setzt sich die resolute Wirtin auch selbst mit an den Tisch und sorgt dafür, daß ihre Gäste miteinander ins Gespräch kommen. Das soll allerdings bald ein Ende haben. Alle zehn Jahre brauche sie etwas Neues, und nun sei es eben mal wieder so weit, eine neue Herausforderung müsse her. Deshalb will sie "Hildes Hellebäch´l" abgeben und sich ganz ihrer Bühnenlaufbahnwidmen: "Egal ob Blödelmusik, Comedy oder irgendetwas anderes, ich will auf der Bühne stehen. Das wollte ich schon immer."

Helfen würde es ihr dabei, wenn auch die Radiosender ihr Lied spielen würden, denn sie sei völlig pleite, gibt Hilde unumwunden zu. Sorgen über die Zukunft macht sie sich allerdings keine: "Das Leben findet ausschließlich in der Gegenwart statt!"

(alt)

The Making of "Die Letzte"

Eitel? Wir?? Aber nie im Leben, ganz, ganz ehrlich nicht!! Wir dachten bloß, Ihr fändet es spannend und voll abgespaced zu erfahren, wer, was und warum tatsächlich hinter Seite 12, dieser Krönung des *ruprecht*, steckt. Nämlich die Crème de la Crème des Journalismus, die Elvis Presleys und Michael Jacksons der schreibenden Zunft, die absoluten Überflieger, die in nächtelangen Brainstorming-Sitzungen das Allerletzte geben, um die Letzte zu dem zu machen, was sie ist: Eben das Letzte...

Hier und jetzt beginnt die Legende Wahrheit zu werden. Hoch konzentriert, total locker und kein bißchen unausgeschlafen oder verkatert sitzen wir Kreativen am Tisch. Keine zehn Sekunden vergehen, und schon sind wir beim Thema: "Also, ich schwör´s Euch, Rothaarige sind einfach auf Trab im Bett, da kommt keine Langeweile auf!" - "Ich weiß nicht, aber ich glaub, ich hab Halluzinationen. Ist das da hinten nicht Elvis Presley beim Onanieren? Ist ja eklig!" - "Ich hab Euch gar nicht mehr lieb, ehrlich! Einfach so den Jim Beam wegsaufen! Sowas schimpft sich Kumpels!" Undsoweiter, undsofort. Der Inspiration schlägt bekanntlich keine Stunde...

Sind die *outlines* der *concepts* mal *gecleared*, ist eh alles paletto, denn Technik ist für uns kein Problem: Modernstes High-End-Equipment, satellitengestützte Mikrowellen, Global Positioning System für den Weg vom Bett zum Klo und natürlich 20.000 Mobiltelefone für die 0190er-Nummern - technisch bleibt hier nichts dem Zufall überlassen. Ruckzuck ist das Ding im Kasten, ein paar Überschriften draufgeschmiert, geile Fotos eingescannt und den Rest vom Tag in der Sauna die Birne weichkochen lassen.

Klar, wer soviel arbeitet, muß auch mal ausspannen.

Tja, die Allianz von Macht und Geist, hier ist sie Realität. Ganz in der Tradition von Willy Brandt und Günter Grass pflegen auch wir engen Kontakt zur aufgeklärten ehemals linken Führungsschicht unserer Republik und stehen etwa unserem lieben Freund Gerhard beratend zur Seite. Als Gegenleistung sagt er uns seine Meinung über unsere Seite ("Zu wenig Titten...") und spendiert eine Runde Havannas.

Nach getaner Arbeit kehren wir dann in unsere hippen Altbau-Lofts zurück - wunderbar im Grünen gelegen, mit Vögeln und Bäumen und so, voll natürlich halt. Zuhause legen wir uns aufs Bett und erholen uns von des Tages Müh'n. Und morgen machen wir wieder die Harald-Schmidt-Show...

Telefonbuchsex

Das ultimativ letzte Jahr dieses Jahrtausends ist angebrochen. Natürlich werden jetzt alle mathematisch begabten Korinthenkacker aufschreien und behaupten, daß 1999 erst das vorletzte Jahr dieses Jahrtausends ist. Die sollen ruhig rumnölen. Haben ja auch ein Recht auf ihr bißchen ertrotztes Selbstbewußtsein. Dafür dürfen sie dann in zwei Jahren ganz alleine auf ihre Kümmelspalterei anstoßen. Ich dagegen werde mit vielen anderen schon beim nächsten Jahreswechsel das dritte Jahrtausend chinaböllermäßig gut begrüßen und später wegen des obligatorischen Neujahrstumpens gleich den ersten Krach mit der Freundin vom Zaun brechen. Dabei finde ich das Jahr 1999 viel interessanter als dieses Drei-Nullen-Jahr. Schon allein wegen der Jubiläen. 65 Jahre Tampon, 110 Jahre Margarine und natürlich 250 Jahre Goethe. Und noch immer schreiben viele Deutsche ihren Klassikklops nicht richtig. Ist ja eigentlich auch nicht so wichtig. Das hat unser Frankfurter Bub in seiner Zitateplantage Faust auch selber geschrieben: der Name ist Schall und Rauch. Stimmt ja im Grunde, doch wie die Sitzschönheit im Supermarkt an der Kasse hat auch die Sache mit den Namen ihren Haken. Mir fällt da immer wieder dieser blöde Witz ein, wo eine Frau zum Ordnungsamt kommt und ihren Namen ändern lassen möchte. Wie heißen sie denn?, fragt der Beamte. "Bumsen", erwidert die Frau. "Das ist doch gar nicht schlimm, meint da der Beamte. "Doch, sagt die Frau. Mit Vornamen heiße ich Wilma." Ich kann mich noch gut erinnern, daß bei diesem Witz meistens die lautesten Lacher von Seiten der gehemmten schmalbrüstigen Strebergesichter kamen. Wer das Telefonbuch der Telekom auf CD-ROM hat, weiß, daß es Menschen in Deutschland gibt, die über solche schmutzigen Namensspielchen gar nicht lachen können. Frau Ficken aus Bayreuth zum Beispiel. Die heißt nämlich mit Vornamen Wilma. Wie die sich wohl am Telefon meldet? Augenblick mal. Schlurf. Andauernd besetzt. Da wählen sich andere wohl grade heiße Finger. Schade. So billigen Telefonsex kriegt man sonst nicht. Nicht jedes Namensopfer meldet sich mit einer so forschen Willensbekundung am Telefon. Es gibt auch welche, die stellen Fragen. Der Herr Blasen beispielsweise. Der hört auf den schönen Killerwalvornamen Willi. Für ihn ist zu hoffen, daß seine Frau nicht noch Wilma heißt. Die goldene Anstecknadel für nominalen Zwangsvulgarismus gebührt jedoch Nina Vagina aus Radeberg. Die Verleihung dieser Auszeichnung findet passenderweise in Wixhausen statt, wenn auch die Rentner mal wieder eine Rakete abschießen dürfen. Dann werden wir alle anstoßen und sanft ins neue Jahr hinübergleiten.

(col)

olr

w e b p r o j e c t s

[über mich](#)

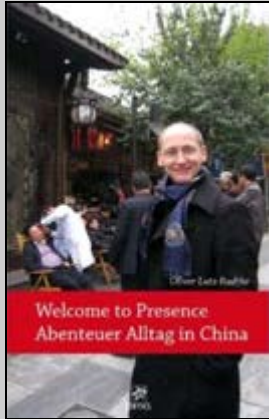
[verweise](#)

[olr mailen](#)

[startseite](#)

projects

... herzlich willkommen bei den olr webprojects ...



Oliver Lutz Radtke
"Welcome to Presence"
Abenteuer Alltag in China

Dryas Verlag, 260 Seiten
ISBN: 978-3940855237
Preis: 14,50 EUR
Neuaufgabe November 2010

Jetzt bestellen >>



dem schreiben und der aufmerksamen
beobachtung meiner mitmenschen
selbstverpflichtet stellt olr text und bild ganz ohne
anspruch aus.

das spiel mit sprache, der spaß für leser und autor
stehen genauso im vordergrund wie die
notwendigkeit, alles, was da draußen ist, mit
worten begreifen zu wollen.

denn das verspricht vor allem gelassenheit und
die ist immer willkommen.
so wie sie, verehrter besucher.

kommentare, lob und kritik sind jederzeit
erwünscht.

> schreiben sie mir! ich freue mich über ihre rückmeldung.

.....
© olr 2000-2010, last update: 12/07/10
use chinese google | olr webdesign | impressum